



MITREDE MIT— BESTIMMEN MIT— GESTALTEN

Partizipation von Kindern
und Jugendlichen



WELTENTDECKUNG

Eine Wanderausstellung zeigt, wie Kinder in den ersten Lebensjahren mit allen Sinnen lernen

EINMACHBIBLIOTHEK

Menschen teilen ihr Wissen und machen Gemüse aus dem Garten haltbar

WIRKUNG

Designstudierende entwickeln praktische Lösungen für gesellschaftliche Fragestellungen

Mitreden allein ist noch keine Partizipation. Damit die Stimme von Kindern und Jugendlichen wirkt, müssen sie mitbestimmen können. Sie müssen die Möglichkeit haben, eigene Ideen zu entwickeln und sich einzubringen, um ihre Lebenswelt mitzugestalten. Die Forderung nach Partizipation ist nicht neu: 1989 wurde die UN-Kinderrechtskonvention verabschiedet, in der auch das Recht auf Partizipation festgeschrieben ist. 1997 ratifizierte die Schweiz das internationale Vertragswerk. Trotzdem ist die Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen noch nicht selbstverständlich. Das zeigt die Studie «Von der Stimme zur Wirkung» von Unicef Schweiz: Während die Mitwirkung in vielen Familien zum Alltag gehört, sehen Kinder und Jugendliche in Schule und Gemeinde nur wenige Partizipationsmöglichkeiten. Woran liegt das? Wie lässt sich die Partizipation ausserhalb der Familie fördern? Im Schwerpunkt unseres Magazins suchen wir nach Antworten. Wir sprechen mit Forschenden, Lehrpersonen, Jugendarbeitern und weiteren Fachpersonen.

Unsere Stiftung setzt sich dafür ein, dass die Partizipation von Kindern und Jugendlichen selbstverständlicher wird. Dafür fördern wir Vorhaben, die zeigen, wie Partizipation aussehen kann: Die Schule Wauwil hat ihre Schülerinnen und Schüler im Rahmen der Projekte Schul(T)räume und Pausen(T)räume (S.32-36) in zwei Bauvorhaben miteinbezogen. Auch an der Realisierung eines neuen Spielplatzes in Luzern (S.46-49) und an der Umgestaltung des Pausenplatzes in Birmenstorf (S.52-55) wirken Kinder mit. Jugendparlamente helfen dabei, jugendliche Anliegen in den politischen Prozess einzubringen (S.50-51). Gute Beispiele und die Sensibilisierung für die Bedeutung der Partizipation sind wichtig, um die Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen zu fördern. Genauso braucht es wissenschaftliche Grundlagen, wie sie die Projekte «Partizipation stärken – Schule entwickeln» (S.26-31), «Partizipation im Unterricht der Primarstufe» (S.41-45) und «Partizipation in der frühesten Kindheit» (S.37-40) erarbeiten.

Wir sind vom Wert der Partizipation überzeugt: Frühe Mitwirkungsmöglichkeiten stärken Kinder und Jugendliche. Sie lernen, sich eine Meinung zu bilden. Sie setzen sich mit verschiedenen Sichtweisen auseinander, schliessen Kompromisse – und machen erste Demokratieerfahrungen. Gleichzeitig profitiert die Gesellschaft von ihrem Engagement. Doch wann gelingt Partizipation? Wen wir auch fragen, wir bekommen immer wieder dieselbe Antwort: «Wenn die Haltung der Erwachsenen stimmt.»

Andrew Holland
Geschäftsführer

STIFTUNG MERCATOR SCHWEIZ

Die Stiftung Mercator Schweiz setzt sich für eine engagierte und weltoffene Gesellschaft ein, die verantwortungsvoll mit der Umwelt umgeht und allen Kindern und Jugendlichen in der Schweiz gute Bildungschancen bietet. Dafür initiiert sie Projekte und fördert Vorhaben von Organisationen und Institutionen, die dieselben Ziele verfolgen. Die Stiftung ermöglicht Wissenschafts- und Praxisprojekte, stärkt Organisationen in ihrer Entwicklung und sorgt dafür, dass Erfahrungen und Erkenntnisse verbreitet werden. Im Zentrum ihrer Arbeit steht die Förderung junger Menschen in der Schweiz. www.stiftung-mercator.ch

INHALT

NACHRICHTEN

S. 2–4

FRAGE AN DIE WISSENSCHAFT

S. 5

SCHWERPUNKT →

S. 6–55

WEITERE PROJEKTE

S. 56–75

KINDER ENTDECKEN DIE WELT

S. 56–61

GESCHMACKSVIELFALT IM

EINMACHGLAS

S. 62–65

DESIGN MIT WIRKUNG

S. 66–70

DAMIT DIE MENÜWAHL

LEICHTER FÄLLT

S. 71

GENUSS VERBINDET

S. 72–75

ENGAGIERT

S. 76

INDEX

S. 77



SCHWERPUNKT
MITREDEN
MITBESTIMMEN
MITGESTALTEN
 Wenn Kinder und Jugendliche mitwirken und ihre Lebenswelt beeinflussen können, erfahren sie, dass ihre Stimme zählt.

S. 6–55

KINDER HABEN EINE STIMME

Partizipation ist ein Kinderrecht. Wie selbstverständlich ist die Partizipation von Kindern und Jugendlichen heute in Familie, Schule und Gemeinde? Wann gelingt Partizipation? Fachpersonen beleuchten die Situation in der Schweiz.
 S. 20–25

EINE FRAGE DER HALTUNG

Forschende der Pädagogischen Hochschule Zürich wollen wissen: Wie schaffen Schulen Partizipationsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche? Wann ist die Mitwirkung erfolgreich?
 S. 26–31

AUS WUNSCH WIRD WIRKLICHKEIT

Die Schule Wauwil hat einen neuen Pausenplatz gebaut und ihr Schulhaus um einen Anbau erweitert. Schülerinnen und Schüler wurden von der Planung bis zur Umsetzung eng miteinbezogen.
 S. 32–36

PARTIZIPATION – EIN VIELSEITIGES KONZEPT

Forschende beobachten während fünf Monaten den Alltag in neun Kindertagesstätten. Sie stellen fest: Partizipation ist immer auch ein Mittel, um Alltagsprobleme zu lösen oder pädagogische Ziele zu erreichen.
 S. 37–40

EINE ANSPRUCHSVOLLE AUFGABE

Offizielle bildungsrelevante Dokumente geben kaum Hilfen, wie Lehrpersonen Partizipation im Unterricht verwirklichen können. Schulen entwickeln eigene Ideen und Ansätze.
 S. 41–45

EIN PLATZ FÜR VIELE INTERESSEN

Im Luzerner Neustadtquartier entstehen 260 neue Wohnungen – und ein neuer Spielplatz. Kinder können mitbestimmen, wie dieser aussehen soll.
 S. 46–49

POLITIK MUSS SPASS MACHEN

Wer noch nicht 18 Jahre alt ist, kann nicht an Wahlen und Abstimmungen teilnehmen. Jugendparlamente ermöglichen es jungen Menschen mit und ohne Schweizer Pass, sich einzubringen und für ihre Anliegen einzusetzen.
 S. 50–51

VIEL RAUM FÜR BEWEGUNG

Die Schule Widegass in Birmenstorf bekommt einen neuen Pausenplatz – und Kinder wirken mit. Die Gemeinde stützt sich in der Zusammenarbeit auf Erfahrungen aus dem Projekt QuAKTIV der Fachhochschule Nordwestschweiz.
 S. 52–55



ENTWICKLUNGSZIEL NR. 12 UNTER DER LUPE

Das aktuelle Ernährungssystem ist nicht in der Lage, die Weltbevölkerung ausreichend zu ernähren. Gleichzeitig trägt es zu Klimawandel, Umweltbelastungen, Artensterben, Wasserknappheit, Armut und Ungerechtigkeit bei. Wie lassen sich die Welternährung und ihre Wertschöpfungsketten nachhaltiger gestalten? Die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften und das Forschungsinstitut für biologischen Landbau haben ein internationales Lernangebot initiiert, das sich dieser Frage widmet. Drei Summer Schools sind geplant – jede in einem anderen Land, jede mit einem anderen Schwerpunkt. «Es steht jeweils eines der 17 nachhaltigen Entwicklungsziele der Vereinten Nationen im Zentrum», sagt Projektleiterin Isabel Jaisli von der ZHAW.

Das Ziel Nummer 12 – Nachhaltige Konsum- und Produktionsmuster – stand im August 2017 im Zentrum der ersten Summer School in Zürich, an der 30 Studierende aus elf Ländern teilnahmen. Alle Teilnehmenden hatten zuvor drei Module eines E-Learning-Angebots absolviert und kleine Forschungsprojekte zum Thema durchgeführt. Am Beispiel verschiedener Nahrungsmittel untersuchten sie die Nachhaltigkeit der Produktion. Sie besuchten Betriebe und befragten Akteure aus den Wertschöpfungsketten, um Lösungsansätze zu erarbeiten. 2018 findet die Summer School in Indien statt. Das Thema ist das Entwicklungsziel Nummer 2: den Hunger beenden.

MERCATOR KOLLEG HAT FÜNF NEUE STIPENDIATEN

Elektrifizierung, Mikrofinanzierung, nachhaltiges Abfallmanagement, E-Government, medizinische Grundversorgung: Mit diesen Themen setzen sich die fünf aktuellen Schweizer Stipendiaten des Mercator Kollegs für internationale Aufgaben auseinander. Im September 2017 startete für den Jahrgang 2017/2018 das 13-monatige Programm mit einem zweiwöchigen Seminar in Essen und Berlin. Die 24 Stipendiaten aus der Schweiz und aus Deutschland bereiteten sich dort auf ihre Einsätze in aller Welt vor. Carmen Iten (28) aus Ettiswil (LU) untersucht das Potenzial von auf erneuerbaren Energien basierenden Mini-Grids für die Elektrifizierung in Sub-Sahara Afrika. Adrian Mattmann (28) aus Hagendorn (ZG) beschäftigt sich mit innovativen Modellen der Mikrofinanzierung, wobei ein besonderer Fokus den Mobiltechnologien gilt. Das Potenzial von computer-gestützten diagnostischen Entscheidungssystemen im Umfeld begrenzter Ressourcen interessiert Baptiste Vasey (26) aus Genf. Andrea Wehrli (27) aus Aarau setzt sich mit der Frage auseinander, wie soziale, ökonomische und politische Einflussfaktoren dazu beitragen können, ein nachhaltiges Abfallmanagement zu implementieren. Die Frage, wie neue Technologien, darunter künstliche Intelligenz oder die Blockchain, nationale und internationale Institutionen verbessern könnten, beschäftigt Nicolas Zahn (28) aus Zürich.

KULTURAGENTEN ZIEHEN IN SCHWEIZER SCHULEN

Schulen öffnen ihre Türen für Kunst und Kultur: Im Sommer 2018 startet das Projekt «Kulturagenten – für kreative Schulen» mit den ersten Schulen aus den Kantonen Zürich, Bern, Freiburg und Wallis, im Sommer 2019 folgen weitere. Dreh- und Angelpunkt des Projekts sind Kulturagenten, die während vier Jahren ein fester Teil der Schule sind. Sie kennen sich mit Kultur aus, sind oft selbst künstlerisch tätig und in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen erfahren. Sie organisieren Kunstaktionen mit Schülerinnen und Schülern, Partnerschaften mit regionalen Kulturinstitutionen oder Weiterbildungen für Lehrpersonen. Dafür schöpfen sie aus der zeitgenössischen, professionellen Kunst und Kultur – von Film über Theater bis zu Performance und Musik. Sie engagieren Kultur-schaffende für Projekte in der Schule.

Mit Hilfe der Kulturagenten erleben die Schülerinnen und Schüler die Welt der Künste. Sie begegnen Kunstschaffenden, erleben Kulturinstitutionen, erweitern ihr kreatives, künstlerisches Wissen. Sie lernen, selbstverständlich an Kunst und Kultur teilzunehmen. Gleichzeitig erhalten die am Projekt beteiligten Schulen die Chance, von den Künsten zu lernen und die eigene Schulkultur in den Bereichen Organisation, Personal und Unterricht weiterzuentwickeln. Sie erfahren, welche Rolle Kunst und Kultur im Schulalltag einnehmen können. Die Schulen öffnen sich für neue Ideen und Impulse, indem sie Personen von aussen in ihren Schulalltag integrieren. Tempo und Ziele des Entwicklungsprozesses steuert immer die einzelne Schule. Das von der Stiftung Mercator Schweiz initiierte Projekt stützt sich auf Erfahrungen mit ähnlichen Angeboten in Deutschland und England. Den Schulen stehen finanzielle Mittel zur Verfügung, um kulturelle Projekte zu realisieren. Sie können von anderen Kulturagenten-Schulen und von der wissenschaftlichen Begleitung lernen. Informationen zum Angebot finden sich unter www.kulturagenten.ch.



TREFFEN AUF INTER- NATIONALEM PARKETT

Künstliche Intelligenz, Flüchtlingskrise, Nahrungsmittelsicherheit, Gesundheitsversorgung: Über 700 Jugendliche aus aller Welt diskutierten am «World Youth Economic Forum» in Shanghai über diese und weitere Themen, um gemeinsam Lösungsansätze zu entwickeln. Jedes Jahr im August findet die viertägige Veranstaltung statt. 2017 waren Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums Neufeld in Bern und der Kantonsschule am Brühl in St. Gallen dabei. «Sie mussten in unzähligen Diskussionen ihre Standpunkte vertreten. Die fremde Denkweise erstaunte die Schülerinnen und Schüler», berichtet Michael Honegger, Lehrer am Gymnasium Neufeld.

FÖRDERPROGRAMM HINTERLÄSST SPUREN AN UNIVERSITÄTEN

An den Universitäten der Schweiz gibt es eine grosse Vielfalt an Studiengängen, Forschungsschwerpunkten und Organisationsformen zum Thema Nachhaltigkeit. In den vergangenen vier Jahren hat das von der Schweizerischen Universitätskonferenz lancierte Förderprogramm SDU – Sustainable Development at Universities Program – diese Aktivitäten unterstützt, ergänzt und mit Hilfe einer Jahresveranstaltung vernetzt. «Dabei gelang es, Nachhaltigkeitsansätze an den Universitäten spürbar und dauerhaft zu stärken», erklärt Programmleiterin Gabriela Wülser vom td-net der Akademien der Wissenschaften Schweiz.

Das SDU hat die Neu- oder Weiterentwicklung von Lehrveranstaltungen gefördert und in der Forschung die inter- und transdisziplinäre Zusammenarbeit gestärkt. Ausserdem wurden 23 sehr vielfältige Projekte von Studierenden unterstützt: Die Studierenden gründeten beispielsweise einen Markt für die kreative Wiederverwendung von Material aller Art, errichteten in sozialen Gemeinschaften Permakulturgärten und zeigten Berufsperspektiven im Nachhaltigkeitsbereich auf. «Das SDU löste Entwicklungen aus, die über das Programm hinaus fortbestehen», sagt Gabriela Wülser zufrieden. So gründeten die Berner Hochschulen einen eigenen Nachhaltigkeitstag, die Universität Zürich schuf die Stelle eines Nachhaltigkeitsdelegierten und die Universität St. Gallen richtete den «Social and Sustainable Ventures Hub» ein, um studentische Firmengründungen im Nachhaltigkeitsbereich zu unterstützen. Ausserdem bauten Studierende den hochschulübergreifenden Schweizer Verband Studentischer Organisationen für Nachhaltigkeit auf. Weil insbesondere die Studierendenprojekte im Rahmen des SDU auf grosse Resonanz stiessen, führt das Nachfolgeprogramm «U Change – Studentische Initiativen für eine nachhaltige Entwicklung» diese Förderung fort.



ANSCHAULICHE FORSCHUNG

Der Graduate Campus der Universität Zürich macht regelmässig mit Ausstellungen, Audioinstallationen und Filmen die Forschung von Nachwuchswissenschaftlern anschaulich. Das neueste Ausstellungsprojekt widmet sich der partizipativen Forschung. Wasserstände messen, Galaxien finden oder Pflanzen bestimmen: Das sind Tätigkeiten, die Freiwillige gemeinsam mit Forschenden ausüben. Die Digitalisierung bietet dabei ganz neue Möglichkeiten. Die Plakatausstellung präsentiert 19 Citizen-Science-Projekte der Universität Zürich, der ETH Zürich und der HTW Chur. Sie war im Jahr 2017 an verschiedenen Standorten in der Schweiz zu sehen. 2018 reist die Ausstellung durch Indien.

ORTE DER GESCHICHTE

Wie können Ausstellungen einem heterogenen Publikum historische Erkenntnisse aus Forschung und Museumspraxis vermitteln? Studierende der Universität Basel und der Universität von Namibia gingen im August 2017 zusammen mit jungen Museumspraktikern aus Namibia dieser Frage nach. Anlässlich eines zehntägigen Workshops in Windhoek mit Besuchen verschiedener Museen und Erinnerungsorte reiste die Gruppe in die Kleinstadt Usakos, wo Studierende beider Hochschulen vor zwei Jahren an einem Museumsprojekt zur Zwangsumsiedlung der lokalen Bevölkerung mitgewirkt hatten. Fotos aus Privatsammlungen werden dort ausgestellt.



FRAGE AN DIE WISSENSCHAFT BILDUNG UND INTEGRATION: WELCHE UNTERSTÜTZUNG BRAUCHEN FAMILIEN?

CARMEN KOSOROK LABHART
ERZIEHUNGSWISSENSCHAFTLERIN

«... und wenn die Kinder in die Schule kommen, heisst es sofort: Die können kein Deutsch. Dafür können sie aber eine andere Sprache, oder? Sprachlos sind sie nicht. Aber vielfach heisst es dann, das Kind ist nicht fähig für die Schule oder es wird einfach abgestuft.» Diese Aussage eines Vaters ist symptomatisch: Kinder und Jugendliche aus Familien mit Migrationshintergrund sind in der Schweiz benachteiligt, wenn es um ihre soziale Integration und Bildungsentwicklung geht. Die Ursachen werden kontrovers diskutiert: Neben der Verantwortung der Bildungsinstitutionen und neben benachteiligenden gesellschaftlichen Strukturen steht bei Diskussionen vor allem die Rolle der Eltern im Fokus. Bildungsprojekte sollen Eltern mit Migrationshintergrund befähigen, ihre Kinder bei der schulischen und sozialen Integration zu unterstützen.

UNTERSCHIEDLICHE BEDÜRFNISSE

Doch die Angebote zeigen nicht immer den gewünschten Zuspruch und Erfolg. Das liegt auch daran, dass der Zusammenarbeit in den Bildungsprozessen vor allem Vermutungen über die Rollen und Bedürfnisse von Eltern mit Migrationshintergrund zugrunde liegen. Tatsächlich blieb die Sichtweise der Eltern bisher weitgehend unerforscht: Was beschäftigt Eltern mit Migrationshintergrund, wenn es um die Bildungsentwicklung und soziale Integration ihrer Kinder geht? Welche Herausforderungen und welcher Unterstützungsbedarf ergeben sich daraus? Stehen diese Themen in Verbindung mit ihrer Migrationserfahrung? Im Forschungsprojekt «Innensicht von Migrationsfamilien» wurden 68 Familien befragt. Eine zentrale Herausforderung für die Eltern ist die Sprache. Oft fehlen Dolmetschende bei Elterngesprächen, was den Austausch mit Lehrpersonen schwierig macht.

Ihren Kindern können die Eltern bei sprachlichen Fragen nicht helfen. Auch in der Information über das Bildungssystem sehen sie Unterstützungsbedarf. Ein Thema, das fast alle interviewten Eltern beschäftigt, ist die Diskriminierung aufgrund von Herkunft, Sprache oder Religion. Dies kann beim Streit unter Kindern der Fall sein, aber auch im Unterricht. Eine vor allem für Bildungs- und Berufsziele bedeutsame Form der Diskriminierung sind die Zuweisungsentscheide von Lehrpersonen, die von vielen Eltern als ungerecht und behindernd wahrgenommen werden.

ROLLE DER LEHRPERSON

Unterstützung wünschen sich Familien mit Migrationshintergrund in Fragen der Bildung und Integration vor allem von Lehrpersonen und weiteren pädagogischen Fachkräften, die mit ihren Kindern arbeiten. Sie wünschen sich keine gesonderten Veranstaltungen und Ansprechpartner. Vielmehr möchten sie alltagsrelevante Fragen mit den vertrauten Fachpersonen aus Schule, Spielgruppe und Kita besprechen. Eine entsprechend wichtige Rolle spielen diese für die Unterstützung von Familien mit Migrationshintergrund. Die Begleitung sollte alltagsintegriert, niederschwellig, beziehungsfördernd und individuell gestaltet sein. Familien, die noch nicht lange in der Schweiz leben beziehungsweise kaum soziale Beziehungen vor Ort haben, sind eher auf staatliche Strukturen zur Netzwerkbildung und zum Informationsaustausch angewiesen. Die Auswertungsergebnisse zeigen, dass die Bedürfnisse der Familien sehr unterschiedlich sind. Herkunftsspezifische Aspekte spielen beim Unterstützungsbedarf nur eine untergeordnete Rolle. Es ist notwendig, die Unterstützung für Kinder und ihre Familien passgenau abzustimmen. Der Migrationshintergrund darf nicht das entscheidende Kriterium für die Gestaltung eines Bildungsangebots sein. Vielmehr ist er einer von vielen Faktoren, die die Bedürfnisse der Familien bestimmen und die es zu berücksichtigen gilt. Deutlich entscheidender sind der Bildungshintergrund, der sozioökonomische Status und die Frage, wie lange Eltern und Kinder bereits in der Schweiz leben.

CARMEN KOSOROK LABHART ist Dozentin im Fachbereich Bildungs- und Sozialwissenschaften und Allgemeine Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Thurgau. Sie leitet das Forschungsprojekt «Innensicht von Migrationsfamilien», das die Stiftung Mercator Schweiz fördert. Das Projekt untersucht, welche Bedürfnisse Familien mit Blick auf die Bildung und soziale Integration ihrer Kinder haben und wie sie Unterstützungsangebote wahrnehmen. Aus den Ergebnissen werden Empfehlungen für pädagogische Fachpersonen abgeleitet.

MITREDEDEN

MIT- GESTALTEN

EINE FRAGE DER
HALTUNG
S. 26–31

AUS WUNSCH WIRD
WIRKLICHKEIT
S. 32–36

PARTIZIPATION - EIN
VIELSEITIGES KONZEPT
S. 37–40

EINE ANSPRUCHS-
VOLLE AUFGABE
S. 41–45

EIN PLATZ FÜR VIELE
INTERESSEN
S. 46–49

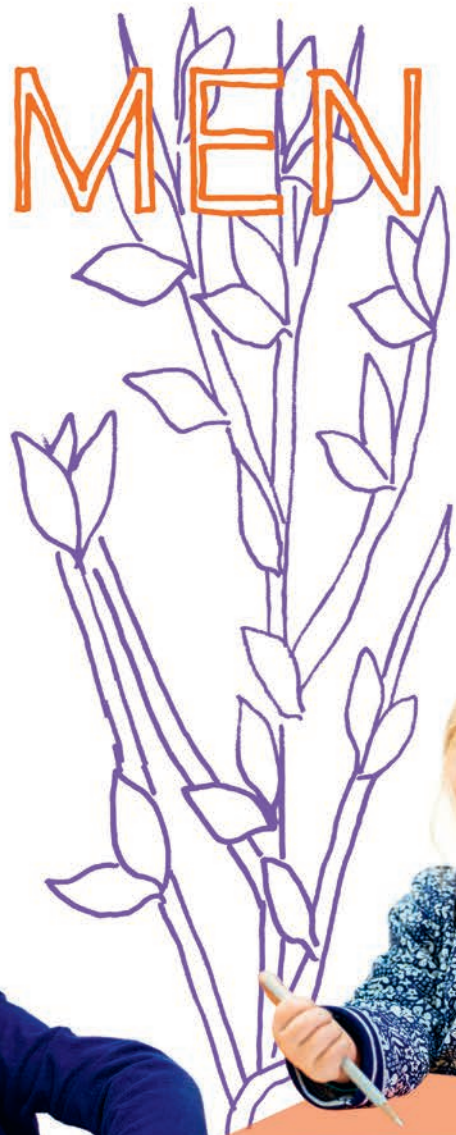
POLITIK MUSS
SPASS MACHEN
S. 50–51

VIEL RAUM FÜR
BEWEGUNG
S. 52–55

Ein Wort reicht nicht aus, um die Partizipation von Kindern und Jugendlichen zu beschreiben: Partizipation ist mehr als Mitreden, mehr als Mitbestimmen, mehr als Mitgestalten. Es ist die Summe aus all dem. Kinder und Jugendliche sollen ihre Meinung einbringen, Entscheidungen treffen und ihre Lebenswelt beeinflussen können. Festgeschrieben ist das in der UN-Kinderrechtskonvention. Wie sieht die Partizipation von Kindern und Jugendlichen aus?



MIT- BESTIMMEN



JEDE STIMME ZÄHLT



«Wir möchten den Kindern möglichst viel Zeit und Raum zum freien Spiel geben. Wir ermutigen sie, ihren Interessen nachzugehen, ihre Meinung zu äußern und ihre Wünsche untereinander auszuhandeln. Die Kinder merken: Ich werde gehört, ich darf mitentscheiden. Wenn sie kleine Aufgaben übernehmen, spüren sie, dass sie ein wichtiger Teil der Gruppe sind.»

Sandra Beck, Kita-Leiterin



«Am liebsten male ich.
Einmal habe ich so
viel gemalt, dass kein
Papier mehr da war.»

Gian




Die Chinderstube Olten nimmt am Forschungsprojekt «Partizipation in der frühesten Kindheit» teil. Wissenschaftler untersuchen in neun Kindertagesstätten, welche Möglichkeiten Kinder haben, das Geschehen im Kita-Alltag durch eigene Entscheidungen und Handlungen zu beeinflussen.
→ S.37-40

GESTALTUNG DER LEBENSWELT



«Alles auf dem neuen Spielplatz war unsere Idee: das Baumhaus, das Klettergerüst, die überdachte Rutsche, das Wasserspiel. Endlich haben wir ein zweites Tor auf dem Fussballplatz. Jetzt wollen alle Fussball spielen. Damit es keinen Streit gibt, haben wir einen Plan erstellt.» Matteo, 6. Klasse



«Wir haben in der Klasse und im Schülerrat über alle Vorschläge für den Spielplatz diskutiert. Wenn man in der Schule mitbestimmen kann, hat man mehr Spass.» Nora, 4. Klasse

«Ein Baumhaus haben wir uns schon lange gewünscht. Ausserdem war es uns wichtig, dass wir gut und viel klettern können.»
Ladina, 6. Klasse



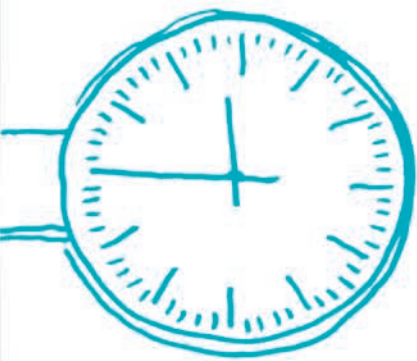
«Mitreden, Mitwirken, Mitbestimmen – das sind Voraussetzungen für ein echtes Miteinander. Die Kinder und Jugendlichen lernen, andere Meinungen zu akzeptieren und Interessenkonflikte im Dialog zu lösen. Wer sein Umfeld mitgestaltet, übernimmt dafür Verantwortung. Das erleben wir auf unserem neuen Spiel- und Pausenplatz: Die Kinder stellen eigene Regeln für die Nutzung auf und akzeptieren diese.»

Tobias Grüter, Stufenleiter Kindergarten und Primarstufe

«Das Ziel von Partizipation ist es, Betroffene zu Beteiligten zu machen. Wer ist mehr betroffen vom Schulleben als Kinder und Jugendliche? Es sollte selbstverständlich sein, dass sie die Schulräume und den Schulalltag mitgestalten. Schliesslich ist es ihre Lebenswelt. Es reicht nicht, die Kinder zu fragen, was sie sich wünschen. Man muss sie als Partnerinnen und Partner einbeziehen und ihre Anliegen bei Entscheidungen berücksichtigen. Wichtig ist es, dass sie ihre Wünsche auch über einzelne Projekte hinaus jederzeit einbringen können.»

Ursula Matter, Schulleiterin





«Dass wir den Spielplatz und den Anbau mitgestalten durften, finde ich wichtig. Schliesslich verbringen wir viel Zeit in der Schule.»

Andrijana, 9. Klasse



«Wir wurden in den ganzen Bauprozess intensiv einbezogen. Wenn wir in zehn Jahren in die Schule kommen, können wir sagen: Das haben wir mitgestaltet.»

Daina, 9. Klasse




Die Schule Wauwil (LU) hat einen neuen Anbau bekommen, parallel dazu wurde der Pausenplatz der Unterstufe umgestaltet. Die Projekte Schul(T)räume und Pausen(T)räume boten Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, am gesamten Bauprozess mitzuwirken. Die Schülerinnen und Schüler wurden ermutigt, sich mit eigenen Ideen und Wünschen in Wort, Skizze und Modell einzubringen.
→ S.32-36

WAS KINDER WOLLEN

«Wir wünschen uns eine ganz hohe und lange Rutschbahn mit Kurven. Drei Minuten dauert es, bis man unten angekommen ist.» Livan





«Kinder sind Experten ihrer Lebenswelt. Deshalb wollten wir von ihnen wissen: Was braucht ihr, damit ihr auf dem neuen Spielplatz gut spielen könnt? Wir haben überlegt, welche Bedürfnisse hinter ihren Wünschen stecken und diese Information an die Planer weitergegeben. Wichtig ist, dass die Kinder auch in die weitere Planung miteinbezogen werden. So spüren sie, dass ihre Mitwirkung zählt. Sie identifizieren sich mit dem Ergebnis – und mit ihrem Quartier.»

Corinne Küng, Soziokulturelle Animatorin

Der Verein Spielraum Luzern kommt jeden Mittwochnachmittag mit dem Spielmobil ins Bleichergärtli. Die Kinder können frei spielen und ihren Interessen nachgehen. Mit der Grossbaustelle im Quartier hat das Engagement eine neue Bedeutung bekommen: Die Kinder sollen sicher spielen können. Gleichzeitig setzt sich der Verein dafür ein, dass die Kinderwünsche beim Bau des neuen Spielplatzes berücksichtigt werden.

→ S.46-49

RAUM FÜR IDEEN

«Wenn die Kinder erleben, dass ihre Anliegen auf offene Ohren stossen, übernehmen sie Verantwortung für ihr Lernen und Handeln. Sie erfahren, dass sie etwas bewirken können und setzen sich für die Gemeinschaft ein. Durch ihre Initiativen wird die Schule lebendiger. Der Unterricht gewinnt durch ihre Ideen. Wichtig sind Lehrpersonen, die aufmerksam hinhören und die Vorschläge der Kinder aufnehmen. So kann Partizipation ein selbstverständlicher Teil des Schulalltags werden.» Patricia Wegmüller, Schulleiterin




«Der Pausenkiosk wurde von Schülerinnen und Schülern gegründet. Ich arbeite gerne mit anderen zusammen, deshalb habe ich mich für das Kiosk-Team beworben.»

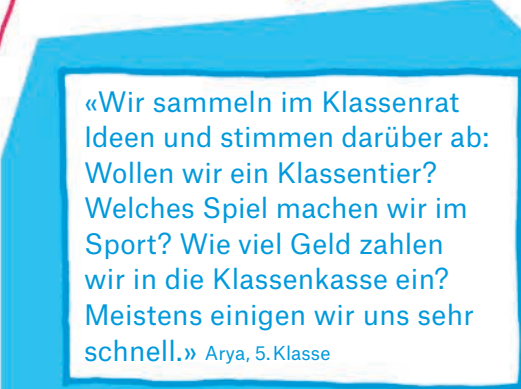
Letizia, 6. Klasse

«Wir organisieren im Pausenkiosk alles selbst. Was wir in der Pause verkaufen, überlegen wir in der Gruppe. Heute haben wir Tomaten und Mozzarella vorbereitet. Mit Plakaten machen wir auf unser Angebot aufmerksam.» Arsan, 6. Klasse





«Ich finde es toll, dass wir im Klassenrat zusammenarbeiten können. Wenn wir Probleme haben, suchen wir gemeinsam nach Lösungen.» Naomi, 6.Klasse



«Wir sammeln im Klassenrat Ideen und stimmen darüber ab: Wollen wir ein Klassentier? Welches Spiel machen wir im Sport? Wie viel Geld zahlen wir in die Klassenkasse ein? Meistens einigen wir uns sehr schnell.» Arya, 5.Klasse



«Themen, die die Kinder früher zuerst mit mir besprochen haben, diskutieren sie jetzt ganz selbstverständlich miteinander im Klassenrat. Mir ist es wichtig, dass sie auch den Unterricht mitgestalten können. Ich versuche, ihre Vorschläge spontan aufzugreifen oder frage gezielt nach ihrer Meinung. Das lohnt sich: Die Kinder haben oft ganz andere Ideen als ich. Für mich ist das inspirierend. Und für die Kinder ist es eine wichtige Bestätigung. Sie fühlen sich ernst genommen.»

Daniela Bronhofer-Böhler, Lehrerin

Die Schule Kopfholz in Adliswil nimmt zusammen mit vier weiteren Schulhäusern am Projekt «Partizipation stärken - Schule entwickeln» der Pädagogischen Hochschule Zürich teil. Darin untersucht ein Forschungsteam, wie Schulen Partizipationsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche umsetzen, wie sie mit Herausforderungen umgehen und wann die Mitwirkung gelingt.

→ S.26-31

KINDER HABEN EINE STIMME

TEXT / NADINE FIEKE

«Kinder wachsen in die Gesellschaft hinein und suchen ihren Platz darin», sagt Elsbeth Müller, Geschäftsleiterin von Unicef Schweiz. «Wenn sie sich einbringen und ihre Lebenswelt mitgestalten können, hilft ihnen das dabei.» Es gibt viele gute Gründe, die Partizipation von Kindern und Jugendlichen zu fördern: Sie lernen, sich eine Meinung zu bilden und diese zu vertreten. Sie setzen sich mit verschiedenen Standpunkten auseinander, schliessen Kompromisse – und machen demokratische Erfahrungen. Wenn sie bei Entscheidungen mitbestimmen, erfahren sie, dass ihre Stimme zählt. Das stärkt ihr Selbstvertrauen und das Gefühl, ein wichtiger Teil der Gesellschaft zu sein. Doch Partizipation ist nicht nur ein Lernfeld für Kinder. «Es ist ihr gutes Recht», betont Elsbeth Müller.

Festgeschrieben ist das in der UN-Kinderrechtskonvention, die 1989 verabschiedet und 1997 von der Schweiz ratifiziert wurde. Mit ihren 54 Artikeln hat das internationale Vertragswerk die Sicht auf Kinder verändert: Die Kindheit wurde erstmals als ein geschützter Lebensabschnitt definiert, für den bestimmte Rechte gelten. Darunter ist das Recht auf Partizipation. Die Kinderrechtskonvention respektiert Kinder als eigenständige Individuen, die eine eigene Meinung haben und diese auch äussern dürfen. «Die Sicht von Kindern muss überall dort mitberücksichtigt werden, wo sie direkt betroffen sind», erklärt Elsbeth Müller. Dies sei zum Beispiel in der Familie und in der Schule der Fall, bei der Quartierentwicklung, bei der Gestaltung von Schulwegen und Spielräumen, aber auch bei der Ausarbeitung von Gesetzen, bei medizinischen Massnahmen, in Scheidungsverfahren oder in Kinderschutzfällen.

FAMILIE, SCHULE UND GEMEINDE

Wie selbstverständlich ist heute in der Schweiz die Partizipation von Kindern und Jugendlichen? Die Studie «Von der Stimme zur Wirkung», die Unicef Schweiz im März 2015 veröffentlicht hat, untersucht die Partizipation in Familie, Schule und Gemeinde. Das verantwortliche Forschungsteam der Universität Zürich stellt fest: Kinder und Jugendliche haben in allen drei Bereichen mehr Mitwirkungsmöglichkeiten als 2003, dem

Erscheinungsjahr der ersten Partizipationsstudie des UN-Kinderhilfswerks mit dem Titel «Den Kindern eine Stimme geben». «In der Familie hat sich überdurchschnittlich viel getan», sagt Elsbeth Müller. «In Schulen und Gemeinden besteht im Bereich Partizipation Entwicklungsbedarf.» 5492 Kinder aus 15 Kantonen wurden für die Studie befragt. 90 Prozent erklärten, dass sie in ihrer Familie massgeblich mitwirken können. In der Vorgängerstudie sagten das nur 50 Prozent der Kinder. In der Schule können 52 Prozent der Befragten mitbestimmen (2003: 40 Prozent), in der Gemeinde sind es 18 Prozent (2003: 7 Prozent). «Doch die Zahlen allein verraten nicht, ob Kinder und Jugendliche auch das Gefühl haben, etwas bewirken zu können», gibt Elsbeth Müller zu bedenken.

BEREITSCHAFT ZUM DIALOG

Partizipation bedeutet «Anteil nehmen» oder «teilhaben». Oft spricht man auch von Mitreden, Mitbestimmen und Mitgestalten. Von den Erwachsenen verlangt Partizipation die Bereitschaft, sich auf einen Dialog mit den Kindern einzulassen: Was denken sie zu einem bestimmten Thema? Welche Fragen haben sie? Was brauchen sie, um sich wohl zu fühlen und gut zu entwickeln? Diese Offenheit ermöglicht es Erwachsenen, die Ansichten, Gefühle und Ideen von Kindern bei Entscheidungen zu berücksichtigen. Kinder einzubeziehen, heisst nicht, alle ihre Wünsche bedingungslos zu erfüllen. «Partizipation ist kein Wunschkonzert», betont Elsbeth Müller. «Doch wenn wir gegen die Sichtweise des Kindes entscheiden, sollten wir ihm den Grund dafür erklären können.»

UNICEF-STUDIE

Die Studie «Von der Stimme zur Wirkung» untersucht die Mitwirkungsmöglichkeiten von Kindern und Jugendlichen in Familie, Schule und Gemeinde. Im Auftrag von Unicef Schweiz hat ein Forschungsteam des Instituts für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich in den Jahren 2012 bis 2014 Befragungen, Interviews und teilnehmende Beobachtungen durchgeführt. Die Stiftung Mercator Schweiz hat die Studie gefördert. www.unicef.ch

DIE FAMILIE LEGT DEN GRUNDSTEIN

«Partizipation gehört heute in vielen Familien zum Alltag. Viele Entscheidungen werden gemeinsam herbeigeführt», erklärt Elsbeth Müller. Die Geschäftsleiterin von Unicef Schweiz erkennt eine neue Generation Eltern, denen die Mitwirkung ihrer Kinder in Familienangelegenheiten wichtig ist. Auch wenn die Partizipation im Familienalltag nicht zwingend thematisiert und beim Namen genannt wird, bemühen sich die Eltern laut Unicef-Studie darum, ihren Kindern Raum für eigene Ideen und Entscheidungen zu geben. Die Eltern verstehen Partizipation als ein Grundbedürfnis ihrer Kinder, das sie erfüllen möchten. Gleichzeitig sehen sie darin eine Möglichkeit, die Kinder an demokratische Verfahren heranzuführen.

SITZUNGEN UND TISCHGESPRÄCHE

Die Studie zeigt, dass die Eltern gewisse Vorstellungen davon haben, wie ihre Kinder mitbestimmen dürfen. Manche Familien haben Familienratssitzungen eingeführt, in anderen gibt es bewusst geführte Gespräche am Esstisch, einige Kinder können über Vorschläge der Eltern abstimmen. Auffällig ist für die Forschenden, dass die Teilhabe der Kinder in der Familie abnimmt, je mehr Konsequenzen die Entscheidung hat. Freunde und Freizeitbeschäftigungen können sie in der Regel frei wählen. Wenn es um das Ferienziel oder ein neues Haustier geht, haben die Kinder weniger Mitsprachemöglichkeiten.

VORTEILE IN DER SCHULE

Die Partizipationserfahrungen, die Kinder zuhause machen, wirken über die Familie hinaus: Wer im privaten Umfeld mitentscheiden darf, bringt sich auch in anderen Bereichen eher ein. Wer in der Familie gelernt hat, seine Wünsche auszuhandeln, hat Vorteile, wenn es im Klassen- oder Schülerrat darum geht, Standpunkte zu präsentieren und zu diskutieren.

SCHULEN ZWISCHEN MITBESTIMMUNG UND SPIELERISCHEM LERNEN

Schulen organisieren Projektwochen, Sporttage und Schulfeste, an denen ihre Schülerinnen und Schüler mitwirken. Manche Schulen entwickeln zusammen mit Kindern die Hausordnung und beteiligen sie an der Planung von Baumaßnahmen. Viele gründen Klassen- und Schülerräte, in denen Kinder und Jugendliche über aktuelle schulische Fragen diskutieren, gemeinsame Aktivitäten planen und Lösungen für Konflikte suchen. Es gibt Schulhäuser, in denen Jugendliche den Pausenkiosk betreiben, eine Schülerzeitung gestalten oder regelmässig mit dem Schülerradio auf Sendung gehen. Verschiedene Lehrpersonen ermöglichen es ihren Schülerinnen und Schülern, den Unterricht mitzuplanen oder selbst zu bestimmen, mit welchen Inhalten und Projektarbeiten sie sich auseinandersetzen.

Es gibt zahlreiche Beispiele für Partizipation in der Schule. Dennoch haben viele Kinder und Jugendliche laut Unicef-Studie nicht das Gefühl, in der Schule viel mitwirken zu können. «In einigen Schulen gehört Partizipation zum Alltag. Kinder und Jugendliche können dort in vielen Bereichen mitbestimmen», weiss Enikö Zala-Mezö, die an der Pädagogischen Hochschule Zürich aktuell zur Partizipation in der Schule forscht. Andere Schulen stehen noch am Anfang. Dort konzentriert sich die Partizipation vor allem auf ausserunterrichtliche Projekte, die zwar wichtig fürs Schulleben sind, aber das Kerngeschäft nicht beeinflussen. «Die Kinder merken, dass sie bei wichtigen Entscheidungen nicht einbezogen werden», sagt die Psychologin.

Kantonale Vorgaben, wie Schulen Partizipation verwirklichen sollen, gibt es nicht. «Das Thema gehört zum internen Schulprogramm», erklärt Beat Zemp, Zentralpräsident des Verbands Schweizer Lehrerinnen und Lehrer (LCH). Wie Partizipation umgesetzt wird, hänge davon ab, welche Form der Partizipation die Schulleitung zulässt, unterstützt und selbst vorlebt. Wichtig seien die Beschlüsse im Schulteam zu diesem Thema, die von allen mitgetragen werden müssen. Entsprechend wird Partizipation in Schweizer Schulen sehr unterschiedlich gelebt. Auch in den einzelnen Klassen desselben Schulhauses kann Partizipation ganz verschieden aussehen.

GROSSER SPIELRAUM

Möglichkeiten, die Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen in der Schule zu fördern, gibt es viele. Zwar seien viele Inhalte, Strukturen und Abläufe durch Vorgaben geregelt, heisst es im Praxisleitfaden Partizipation des Kantons Zürich. Dennoch haben Schulleitungen und Lehrpersonen einen grossen Gestaltungsspielraum, den sie zusammen mit ihren Schülerinnen und Schülern nutzen können: Kinder können im Grunde bei allen Themen mitbestimmen, die das eigene und gemeinsame Lernen im Unterricht und in Projekten, das Zusammenleben in der Klasse und Schulgemeinschaft sowie den Lebensraum Schule betreffen.

«Die Partizipation im Unterricht hängt von den Unterrichtsmethoden der einzelnen Lehrperson ab», sagt Beat Zemp. «Je offener der Unterricht gestaltet ist, desto mehr können die

Schülerinnen und Schüler mitbestimmen.» Die grösste Herausforderung für Lehrpersonen bei der Verwirklichung von Partizipation sei die zunehmende Heterogenität in den Klassen: Kinder und Jugendliche mit wenig Selbstorganisationsfähigkeiten machen es schwierig, offene Unterrichtssequenzen zu organisieren. Wenn die Schüler jedoch zu eng geführt werden, können sie diese Fähigkeit nicht erwerben. «Schülerinnen und Schüler müssen lernen, Verantwortung für ihren Lernprozess zu übernehmen», betont Beat Zemp. «Sie müssen die Folgen ihrer Entscheidungen spüren können. Das heisst, dass ein Projekt auch mal scheitern darf.» Von den Lehrpersonen verlangt die Partizipation Offenheit und Flexibilität. Sie müssen es aushalten können, ein Stück weit die Kontrolle über den Lernverlauf der Schüler zu verlieren. Sie müssen sich auf eine neue Rolle einlassen, wenn das Lernen und nicht mehr die Wissensvermittlung durch die Lehrperson im Zentrum steht. «Diese Umstellung ist nicht für alle Lehrpersonen einfach», weiss Beat Zemp.

ROLLE DER LEHRPERSON

Die Unicef-Studie stellt fest, dass die Lehrpersonen eine wichtige Rolle dabei spielen, ob sich Kinder als mitwirkend erleben: Es sind in der Regel die Erwachsenen, die den Rahmen der Partizipation abstecken, Inhalte und Abläufe bestimmen. Wenn sie jedoch eine starke Position im Partizipationsprozess einnehmen, haben die Kinder nicht das Gefühl, selbst etwas erreicht zu haben. Dasselbe gilt für inszenierte Partizipation in Planspielen, mit denen Lehrpersonen Kindern und Jugendlichen demokratische Regeln näherbringen wollen. Eine weitere Herausforderung sieht die Studie darin, dass Kinder das Mitwirken in der Schule oft als eine Belohnung für vorhandene soziale und kommunikative Kompetenzen empfinden. Kinder, die diese Fähigkeiten noch nicht haben, werden seltener für Gremien wie den Schülerrat ausgewählt und können entsprechend weniger Partizipationserfahrungen machen.

Wie kann die Partizipation in der Schule Alltag werden? Wichtig sei Mut zum Ausprobieren, meint Beat Zemp. Wenn sich Lehrpersonen im

«Schule ist mehr als Lesen, Schreiben, Stillsitzen, Aufpassen und Wiederholen. Kinder wollen sich aktiv beteiligen und mitbestimmen. Sie wollen ernst genommen werden, Verantwortung übernehmen, Neues ausprobieren und Fehler machen dürfen. Sie wollen ihre Interessen einbringen und eigene Ideen verwirklichen. Partizipation macht das möglich.»

Christiane Daepf, Pädagogische Hochschule Bern / Ideenbüro

Team an das Thema heranwagen und im Kollegium Erfahrungen austauschen, können sie eine gemeinsame Haltung, gemeinsame Standards und Ziele entwickeln – eine wichtige Basis für eine Schulkultur, in der Partizipation selbstverständlich ist. «Alle müssen sich einig sein, dass das Thema wichtig ist. Das Schulteam muss an einem Strang ziehen und den Wert der Partizipation erkennen», sagt Christiane Daepf, Lehrerin und Dozentin im Bereich Weiterbildung an der Pädagogischen Hochschule Bern. Darauf könne die Partizipation aufbauen, wobei jede Schule die für sie passenden Formen selbst finden muss.

RAUM FÜR EIGENE IDEEN

Für Christiane Daepf ist Partizipation keine Zusatzaufgabe für Lehrpersonen, sondern vielmehr eine Herangehensweise an die vielfältigen Aufgaben einer Schule. Wo immer möglich, bezieht sie ihre Schülerinnen und Schüler im Unterricht mit ein. Sie fragt die Kinder nach ihrer Meinung, nutzt deren Ideen und Vorschläge, um ihren Unterricht noch besser zu machen und Herausforderungen zu bewältigen. Für sie als Lehrerin ist die Mitwirkung der Kinder eine Erleichterung – und für die Kinder eine wertvolle Bestätigung, die ihr Selbstwertgefühl stärkt. «Partizipation sollte sich jedoch nicht auf ein Fach oder auf die Schulklasse begrenzen», rät Christiane Daepf. Damit die Partizipation ein Teil der Schulkultur werden kann, braucht es in der Klasse ebenso wie auf Schulebene eine Mischung aus informellen, projektartigen und institutionalisierten Formen der Mitwirkung. Wenn die Kinder dann noch Freiraum für eigene Ideen und

Projekte erhalten, ist für Christiane Daepf die Partizipation in der Schule gelungen: «Die Kinder können zeigen, was in ihnen steckt.»

Was passiert, wenn Kinder diese Freiräume bekommen, erlebt die Lehrerin jeden Tag mit dem Ideenbüro, das sie vor 15 Jahren entwickelt hat: Ältere Kinder beraten dort die Jüngeren. Sie helfen Kindern und Erwachsenen bei Fragen und Problemen im Schulalltag. Ausserdem erarbeiten sie eigene Vorschläge, um das Schulumfeld zu verändern. In über 120 Schweizer Schulen gibt es heute das Ideenbüro, für das Christiane Daepf bereits mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet wurde. Die Projektinitiatorin beobachtet, dass sich das Schulklima verbessert, wenn Kinder Problemlösungen selbst in die Hand nehmen. Die Kinder sind motivierter, wenn sie eigene Ideen für die Schule entwickeln und Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen können. Auch Beat Zemp vom Dachverband Schweizer Lehrerinnen und Lehrer ist überzeugt: «Wenn Partizipation gelingt, prägt dies das Schulhausklima. Die Kinder identifizieren sich mit ihrer Schule. Sie bereichern das Schulleben und den Unterricht mit ihren Ideen.»

NEUE IDEEN FÜR GEMEINDEN UND POLITIK

«Wenn Gemeinden Kinder und Jugendliche einbeziehen, investieren sie in die Zukunft», sagt Reto Lindegger, Direktor des Schweizerischen Gemeindeverbands. Die Kinder fühlen sich ernst genommen, als Teil der Gemeinschaft. Und im besten Fall werden sie sich auch als Erwachsene für die Gemeinde engagieren. Nicht zu vergessen seien die vielen Ideen, die Kinder bereits heute für die Entwicklung von Gemeinden beisteuern können: «Sie haben oft eine ganz andere Perspektive auf ein Thema als Erwachsene.»

Es gibt Gemeinden, die an Zukunftskonferenzen mit Kindern über deren Bedürfnisse diskutieren, berichtet Reto Lindegger. Verschiedene Gemeinden haben gute Erfahrungen mit Workshops zur Schulhausumgestaltung gemacht. Andere haben Spielplätze, Skateparks oder Jugendtreffs partizipativ geplant. Selbstverständlich ist die Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen in vielen Gemeinden noch nicht. Das Forschungsteam der Unicef-Studie fand heraus, dass nur jeder fünfte junge Mensch in Belange, die ihn in seinem Ort betreffen, einbezogen wird. Tatsächlich mangle es nicht an Gesetzgebungen, berichtet Elsbeth Müller, Geschäftsleiterin von Unicef Schweiz. Im Raumplanungsgesetz beispielsweise sei die Mitwirkung der Bevölkerung Pflicht. «Doch Kinder werden oft nicht als Zielgruppe betrachtet und entsprechend nicht einbezogen.»

POLITISCHER WILLE

Durch Sensibilisierung könne Partizipation in der Gemeinde selbstverständlicher werden, sagt Elsbeth Müller. «Man muss den Nutzen der Mitwirkung deutlich machen», erklärt Reto Lindegger. «Man muss gute Beispiele bekannt machen und Akteure vernetzen», meint Carol Schafroth. Die Geschäftsführerin vom Campus für Demokratie organisiert zusammen mit ihrem Team regelmässig Anlässe, an

denen Vertreter aus Politik, Verwaltung, Bildung und Jugendarbeit ihr Wissen teilen können. Eine Erkenntnis nimmt sie aus allen Veranstaltungen mit: «Es braucht den gemeinsamen Willen, Kinder und Jugendliche an der Gestaltung der Gemeinde teilhaben zu lassen.» Reto Lindegger teilt diese Erfahrung. Er erkennt in vielen Gemeinden Vorstösse aus Vereinen, Schulen oder Jugendparlamenten. «Doch solange die Partizipation ein Wunsch von wenigen in der Gemeinde ist, haben es solche Projekte schwer.»

MÖGLICHKEITEN ZUR MITWIRKUNG

Mit dem Programm «in comune» setzt sich der Schweizerische Gemeindeverband dafür ein, dass die Partizipation selbstverständlicher wird. Insbesondere Menschen, die aufgrund ihres Alters oder ihrer Nationalität nicht an Wahlen und Abstimmungen teilnehmen können, sollen einen einfacheren Zugang zur Mitwirkung in der Gemeinde erhalten. Damit unterstützt der Gemeindeverband das Konzept der «Citoyenneté», das die Eidgenössische Migrationskommission (EKM) fordert und fördert: Alle Menschen – jung, alt, einheimisch, zugewandert – sollen die Möglichkeit haben, die Gesellschaft, in der sie leben, mitzugestalten.

«Es ist an der Zeit, politische Partizipation neu zu denken», sagt Elodie Morand, Leiterin des Programms «Citoyenneté – mitreden, mitgestalten, mitentscheiden» der EKM. Politische Partizipation umfasse mehr als das Stimm- und Wahlrecht. Wer sich im Jugendverband, im Jugendparlament, in der Quartiergruppe oder in sozialen Projekten engagiert, nimmt an Diskussionen teil und gestaltet die lokalen Verhältnisse mit. Zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände (SAJV) setzt sich die EKM dafür ein, jungen Menschen eine Partizipation im Sinne der «Citoyenneté» zu ermöglichen. «Das Engagement von Kindern und Jugendlichen bietet für Gemeinden viele Chancen», erklärt Andreas Tschöpe, Geschäftsführer der SAJV. «Um das Potenzial zu nutzen, sind die Gemeinden gefordert, Mitwirkungsmöglichkeiten aufzuzeigen und zu eröffnen.»

Doch in vielen Gemeinden ist die Partizipation von Kindern und Jugendlichen noch wenig verankert, heisst es in der Unicef-Studie. Die «kinderfreundlichen Gemeinden», die Unicef Schweiz regelmässig auszeichnet, zeigen Elsbeth Müller, wie wertvoll die Systematisierung der Partizipation ist: «Idealerweise fragt sich eine Gemeinde bei jedem Thema: Geht es

«Gemeinden können viel voneinander lernen: Wie haben andere Gemeinden Kinder und Jugendliche in Entwicklungen und Projekte einbezogen? Wo lagen Herausforderungen? Was waren gute Lösungen? Der Schweizer Föderalismus verwandelt einzelne Gemeinden und Kantone in spannende Laboratorien für Partizipation. Wenn wir uns nicht austauschen, wissen wir nicht, was funktioniert.»

Carol Schafroth, Campus für Demokratie

auch die Kinder etwas an? Lautet die Antwort «ja», bezieht sie die Kinder mit ein.» So wird sichergestellt, dass der neue Fussgängerstreifen dort hinkommt, wo Kinder die Strasse überqueren. So entstehen Spielplätze, die den Bedürfnissen der Kinder entsprechen. So wird der Verkehr auf eine Weise geregelt, dass sich auch die Jüngsten sicher fühlen. Es bieten sich verschiedene Formen der Zusammenarbeit an: Ein Jugendparlament kann ein fester Ansprechpartner für Kinder- und Jugendthemen sein. Es können auch informelle Treffen des Gemeinderats mit einer Schulklasse sinnvoll sein. Die Kinder- und Jugendarbeit ist eine wertvolle Partnerin für Partizipationsprojekte.

«Jugendarbeitende sind wichtige Bindeglieder zwischen der Gemeinde und den Jugendlichen», erklärt Reto Lindegger. Sie haben etablierte Kontakte, kennen die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen, arbeiten selbst höchst partizipativ – und können diese Erfahrungen für Projekte in der Gemeinde nutzen. «Jugendarbeitende schaffen in Partizipationsprozessen Situationen, damit Kinder und Jugendliche sich an der Gestaltung ihrer Lebenswelt beteiligen können», sagt Ivica Petrušić, Geschäftsführer der kantonalen Kinder- und Jugendförderung okay zürich. «Sie können eine anwaltschaftliche Rolle für die Jugendlichen einnehmen oder als Mediatoren zwischen Anspruchsgruppen auftreten.» Doch damit Jugendarbeitende Partizipationsprojekte erfolgreich gestalten können, brauche es in der Gemeinde die Bereitschaft, sich auf Aushandlungsprozesse mit jungen Menschen einzulassen. «Welchen Grad der Beteiligung sich die Gemeinde wünscht, muss sie transparent und verbindlich definieren.»

SCHON DIE JÜNGSTEN WIRKEN MIT

Ab wann sollen Kinder mitwirken? Heidi Simoni, Leiterin des Marie Meierhofer Instituts für das Kind (MMI), meint: «Von Anfang an.» Doch können schon kleine Kinder ihre Meinungen und Wünsche äussern? Die Psychologin ist davon überzeugt: Ein Baby kann deutlich machen, ob es hungrig ist, ob es ein Bedürfnis nach Beruhigung, Schlaf oder Spiel hat. Es zeigt, ob es Zuwendung oder Unterstützung braucht. Kleinkinder handeln mit anderen Kindern, ihren Eltern und pädagogischen Fachpersonen aus, was sie spielen und unternehmen wollen. Begeistert übernehmen sie kleine Aufgaben im Alltag. Ihr Wunsch, etwas zu bewirken, ist deutlich erkennbar.

«Partizipation findet in der frühen Kindheit nicht zwingend mit demokratischen Verfahren statt», erklärt Sascha Neumann, der bis Herbst 2017 das Zentrum für frühkindliche Bildung in Fribourg geleitet hat. «Kinder beeinflussen das Geschehen in Familie und Kita durch ihr Verhalten.» Es stelle sich also nicht allein die Frage, wie Erwachsene die Partizipation der Kinder ermöglichen können. Die Frage sei vielmehr, was sie tun können, damit die Kinder tatsächlich Einfluss haben. «Oft wird die Partizipation von Kindern unnötigerweise eingeschränkt», stellt Sascha Neumann fest. Dies sei zum Beispiel der Fall, wenn sie nicht entscheiden dürfen, ob sie draussen oder drinnen spielen. Einschränkungen

«Aus psychologischer Sicht hat die Partizipation für die Entwicklung eines Kindes eine grosse Bedeutung: In der frühen Kindheit gehen die Bildung der Identität und der Erwerb sozialer Kompetenzen Hand in Hand. Sich als aktiver und zugehöriger Mensch zu erleben, ist für ein Kind und für seine Rolle in der Gesellschaft enorm wichtig.» Heidi Simoni, Marie Meierhofer Institut für das Kind

ergeben sich auch, wenn Kinder aus Liedern und Spielen auswählen dürfen, aber nicht über die Optionen bestimmen können. «Sie haben dann zwar Einfluss, aber dieser ist von vorneherein begrenzt», sagt Sascha Neumann.

«Die Partizipation junger Kinder beginnt damit, dass wir sie überhaupt als Persönlichkeiten wahrnehmen», erklärt Heidi Simoni. Es sei die Aufgabe der Erwachsenen, den Rahmen abzustechen, in dem Kinder ihren Fähigkeiten entsprechend mitwirken, mitplanen und mitentscheiden können. Damit unterscheidet sich die Partizipation der Jüngsten nicht von der Partizipation älterer Kinder. Kinder brauchen aufmerksame Erwachsene, die ihre Äusserungen zulassen und ihnen zuhören. Sie sind darauf angewiesen, dass man sie kindgerecht anspricht, informiert und einbezieht. Eigeninitiativen sollten die Erwachsenen schätzen und fördern. Damit sich ein Kind beteiligen kann und will, muss sein Interesse am Thema geweckt sein.

«Die Erwachsenen sollten sich von ihrer Vorstellung von Richtig und Falsch lösen und dem Kind Zeit fürs eigene Entdecken geben», betont Heidi Simoni. «So kann aus einer vermeintlich kleinen Alltagssituation für beide Seiten ein lebendiges, kreatives Miteinander werden.» In Familie, Spielgruppe und Kita gelten grundsätzlich dieselben Voraussetzungen für eine gelungene Partizipation. Doch gerade in der familienergänzenden Betreuung muss der Frage, ob sich das Kind in der Gruppe wohl und zugehörig fühlt, eine besondere Beachtung geschenkt werden. «Das Zusammensein mit anderen Kindern ist eine wichtige Brücke, um sich zu beteiligen und teilhaben zu wollen», sagt Heidi Simoni.

DIE EINSTELLUNG DER ERWACHSENEN IST ENTSCHEIDEND

«Kinder merken schnell, ob ein Angebot zur Partizipation ernst gemeint ist und mit der Chance einhergeht, etwas zu verändern», sagt Elsbeth Müller. Genau dort sieht die Geschäftsleiterin von Unicef Schweiz eine zentrale Herausforderung: Die Qualität von Partizipationsangeboten steht und fällt mit der Haltung der Erwachsenen. Möchte ich als Lehrperson, Kita-Mitarbeiterin oder Entscheidungsträgerin einer Gemeinde wirklich die Sichtweise der Kinder kennenlernen? Möchte ich ihnen die Möglichkeit bieten, eine Entscheidung zu beeinflussen? Oder frage ich die Kinder nur nach ihrer Meinung, damit ich meine Pflicht erfüllt und auch mit ihnen geredet habe? «Wenn man Kinder partizipieren lässt, sollte ihre Stimme Wirkung entfalten können. Sonst ist es falsch verstandene Partizipation, auf die man besser verzichtet», betont Elsbeth Müller.

WEGWEISER FÜR PARTIZIPATION

Gibt es weitere Bedingungen für eine erfolgreiche Partizipation von Kindern und Jugendlichen? Die Forschenden der Universität Zürich geben in der Studie «Von der Stimme zur Wirkung» einige Empfehlungen: Die Kinder und Jugendlichen sollten freiwillig an Partizipationsprojekten teilnehmen. Die Angebote sollten einen Bezug zur Lebensrealität von Kindern und Jugendlichen haben. Wichtig sind auch Möglichkeiten für eigene Initiativen. Dafür sind Kinder auf offene Ohren der Erwachsenen und gut erreichbare Anlaufstellen angewiesen, an die sie sich mit ihren Ideen wenden können. Der Bedarf an Zeit, Geld und Material für Partizipationsprojekte muss rechtzeitig von den Verantwortlichen geklärt und entsprechend eingeplant werden. Ausserdem gilt es, alle wichtigen Akteure möglichst früh ins Boot zu holen, zu vernetzen und regelmässig zu informieren. Zudem sollten Kinder und Jugendliche spüren, welchen Beitrag ihre Mitwirkung

leistet. Mit einem Einweihungsfest, einer Begehung oder einer Broschüre lässt sich das Engagement der Kinder würdigen.

BEGLEITUNG AUF AUGENHÖHE

Zentral ist laut Studie eine altersgerechte Begleitung der Kinder auf Augenhöhe. Dazu gehört auch, dass die Rahmenbedingungen für beide Seiten stimmen und im besten Fall gemeinsam festgelegt werden. Denn für Kinder bedeutet Partizipation etwas anderes als ein Mehrheitsentscheid. Kinder lösen oder spielen Schere-Stein-Papier. Sie handeln Entscheidungen aus, bis alle zufrieden sind. «Das braucht Zeit», stellt Elsbeth Müller fest. Tatsächlich sei die Zeit eine grosse Herausforderung in Partizipationsprozessen: Erwachsene wollen schnelle Entscheidungen, während die Kinder Zeit benötigen, um sich zu einigen. Die Kinder wünschen sich möglichst schnell sichtbare Ergebnisse, während die Erwachsenen aufwändige Verfahrensschritte einhalten müssen. «Wichtig ist es, den Kindern die Entscheidungsprozesse und Zeithorizonte deutlich zu machen», sagt Elsbeth Müller.

Partizipation fordert von den Erwachsenen Offenheit für die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen, Geduld und die Bereitschaft zum Perspektivenwechsel. Sie sind gefordert,

die Welt mit den Augen der Kinder zu sehen – und ihre Sprache zu verstehen. «Wenn Kinder zum Beispiel sagen, dass ein Platz nicht schön ist, heisst das: Der Platz ist zu leer», erklärt Elsbeth Müller. «Sie können sich nicht verstecken, können nichts entdecken. Jugendliche haben keine Nischen zum Plaudern.» Diese Übersetzung ist wichtig, um die Hinweise der Kinder im Partizipationsprozess zu nutzen.

Ebenso wichtig ist es, regelmässig über den Projektverlauf zu informieren: Wo steht das Projekt? Wie wurden die Hinweise der Kinder berücksichtigt? Wie geht es weiter? «Eine Partizipationskultur ist immer verbunden mit einer Feedbackkultur», unterstreicht Elsbeth Müller. Wenn die Kinder nicht erfahren, was aus ihrer Mitwirkung passiert, führe das zu Frustration. Die Kinder und Jugendlichen bezweifeln, dass ihre Stimme überhaupt zählt. Sie ziehen sich zurück – und haben in Zukunft weniger Interesse, sich zu beteiligen. «Wenn sie jedoch regelmässig Rückmeldungen bekommen, spüren sie, dass sie einen Beitrag geleistet haben», sagt Elsbeth Müller. «Sie sind stolz und können sich mit dem Ergebnis identifizieren.»

NADINE FIEKE ist verantwortlich für die Kommunikation der Stiftung Mercator Schweiz.

«Partizipation ist erfolgreich, wenn Kinder und Jugendliche erleben, dass ihre Stimme zählt und eine Wirkung hat. Dazu braucht es Geduld und eine entsprechende Haltung auf Seiten der Erwachsenen. Junge Menschen müssen sich auf einfachem Weg Gehör verschaffen, ihre Anliegen und Ideen diskutieren und in altersgerechten Formen darüber verhandeln können.»

Elsbeth Müller, Unicef Schweiz

EINE FRAGE DER HALTUNG



Arya nimmt eine grasgrüne Box von der Wand. «Für den Klassenrat steht in Grossbuchstaben auf dem handbemalten Schuhkarton. Jedes Kind, das ein Anliegen hat, kann dieses jederzeit auf einen Zettel schreiben und durch einen Schlitz in den Karton werfen. Einmal in der Woche wird der selbstgebastelte Briefkasten geleert – immer, wenn der Klassenrat tagt. So wie an diesem Dienstagmorgen. Arya und Naomi haben die Leitung übernommen. Die beiden Mädchen sitzen zusammen mit ihrer Klasse im Kreis. Die Lehrerin sucht sich einen Platz zwischen den Kindern. «Wollen wir ein Klassentier haben?», fragt Naomi in die Runde. Nach anfänglicher Begeisterung werden die Kinder kritisch. «Wir haben schon oft darüber gesprochen. Jedes Mal haben wir uns dagegen entschieden», sagt ein Junge. Seiner Meinung nach aus gutem Grund: Das Gehege ist teuer, die Pflege aufwändig. Und wer kümmert sich in den Ferien um das Tier? Die geheime Abstimmung – Kopf nach unten, Hände vors Gesicht – ist eindeutig: Es gibt kein Klassentier.

Auf die gleiche Weise entscheiden die Primarschüler an diesem Tag, was sie einer ihrer Lehrerinnen zur Hochzeit schenken (einen handbemalten Regenschirm), ob sie einen Streitschlichter brauchen (nein) und welches Spiel sie das nächste Mal im Sport machen (eine spezielle Form von Fussball). Die Schule Kopfholz in Adliswil ist eine von fünf Schulen, die am Forschungsprojekt «Partizipation stärken – Schule entwickeln» der Pädagogischen Hochschule Zürich teilnehmen. Ein Forschungsteam untersucht unter der Leitung von Enikő Zala-Mező, wie Schulen im Kanton Zürich Partizipationsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche schaffen und wann die Mitwirkung erfolgreich ist.



Frau Zala-Mező, ist der Klassenrat ein typisches Beispiel für Partizipation in der Schule?

Es ist sicherlich das bekannteste Beispiel. Wir unterscheiden in unserer Studie drei Formen der Partizipation: Zu den offiziellen Formen gehören der Klassenrat und das Schülerparlament. Daneben gibt es die Partizipation im Unterricht und die ausserunterrichtliche Partizipation. Interessant ist: Wenn wir Lehrpersonen nach den Partizipationsmöglichkeiten an ihrer Schule fragen, nennen sie zuerst die offiziellen Partizipationsformen. Als das aktuelle Volksschulgesetz eingeführt wurde, wurden diese Formen ausdrücklich empfohlen, dadurch ist die Vorstellung von Partizipation stark mit dem Klassenrat und dem Schülerparlament verknüpft. Das finde ich allerdings ein bisschen kontraproduktiv.

Inwiefern?

Der Klassenrat und das Schülerparlament sind wichtig. Dort werden aktuelle Anliegen der Kinder diskutiert und im besten Fall gemeinsam Lösungen beschlossen. Doch die Strukturen sind oft sehr starr, der Einbezug der Kinder ist punktuell, die Aushandlungssituation künstlich. Partizipation in der Schule kann viel mehr sein: eine Grundlage, auf der das Schulleben aufbaut; eine offene Haltung oder ein Klima, das die Kinder ermutigt, ihre Meinungen und Ideen einzubringen. Werden die Kinder zum Beispiel gefragt, wenn die Pausenzeiten verändert werden? Wer erstellt die Kleiderregeln? Wer gehört zum Team, das über Schulentwicklung nachdenkt? Sind es ausschliesslich Erwachsene, oder sind die Lernenden ein selbstverständlicher Teil des Teams? Partizipation darf nicht auf die Klassenratsstunde reduziert werden, das geht oft vergessen.

Im Klassenrat besprechen die Kinder aktuelle Themen und stimmen geheim ab.

Das Volksschulgesetz des Kantons Zürich fordert von den Schulen, Partizipation von Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen. Kommen die fünf untersuchten Schulen den Vorgaben nach?

Wenn wir die offiziellen Partizipationsformen anschauen, ja. Alle Schulen haben ein Angebot zur Mitbestimmung. Doch die Erfüllung einer Vorgabe bedeutet noch nicht, dass immer im Sinne der Vorgabe gehandelt wird. So kann ein Klassenrat ein ernst gemeintes Angebot sein, in dem die Kinder sich gleichberechtigt einbringen können. Oder aber der Klassenrat wird im Sinne der Lehrperson gestaltet, von ihr geleitet und für die eigenen Ziele eingesetzt.

Wie haben Sie die Partizipation in den Schulen erlebt?

Sehr unterschiedlich. Es gibt in allen Schulen Personen, die davon überzeugt sind, dass Partizipation gut und wichtig ist. Auch über den Klassenrat hinaus ermöglichen sie es den Kindern, in schulischen Belangen mitzubestimmen. Andere stellen den Sinn von Partizipation und vor allem die Möglichkeiten der Schule eher in Frage. Die Akzeptanz von Partizipation ist innerhalb eines Schulteams zum Teil sehr unterschiedlich. Beliebte ist bei den Lehrpersonen insbesondere die ausserunterrichtliche Partizipation. Das kann die Organisation einer Projektwoche oder eines Ausflugs sein, die gemeinsame Pausenplatzgestaltung. Solche Aktivitäten nehmen zwar keinen starken Einfluss auf das Kerngeschäft der Schule, sie sind aber trotzdem wichtig für das gemeinsame Schulleben. Im Unterricht findet am wenigsten Partizipation statt. Das stellen auch die Kinder und Lehrpersonen in unserer Studie fest.

Woran liegt das?

Lehrpersonen stehen sehr unter Druck, die Ziele des Lehrplans zu erreichen. Gleichzeitig sollen sie auch noch Partizipation im Unterricht ermöglichen. Sie müssen den Spagat meistern, mit dem Stoff gut voranzukommen und genügend Zeit für die Aushandlungsprozesse zu haben, die für Partizipation nötig sind. Erfahrung scheint dabei zu helfen: Je klarer sich Lehrpersonen, Schülerinnen und Schüler darüber sind,

wo, wann und wie viel Partizipation Sinn macht, desto effizienter können Klassen diese Möglichkeit nutzen.

Welche Herausforderungen sehen Sie in der Partizipation von Schülerinnen und Schülern?

Partizipation stellt Schulen vor ganz grundsätzliche Fragen: Was ist das Ziel der Schule? Reicht es, wenn alle gut Mathe und Englisch können? Oder sollen Kinder auch die Erfahrung

machen, dass sie mit ihren Ideen und Entscheidungen in der Gemeinschaft Einfluss nehmen können? Das sind unterschiedliche Bildungsziele. Es stellt sich auch die Frage, wie die Schule mit den Wünschen der Kinder in Partizipationsprozessen umgeht. Schwierig wird es, wenn Erwartungen nicht erfüllt werden. Gleichzeitig ist Partizipation jedoch kein Wunschkonzert. Es geht darum, gemeinsam Lösungen zu entwickeln und auszuhandeln. Und das

Einmal in der Woche tagen die Klassenräte in der Schule Kopfholz in Adliswil. Regelmässig finden in den 14 Kindergarten- und Primarschulklassen Morgenkreise statt, wo die Kinder von ihren Erlebnissen erzählen, gemeinsame Aktivitäten oder Ideen für den Unterricht besprechen. Die Leitung haben jedes Mal die Schülerinnen und Schüler. Über diese institutionalisierten Formen hinaus ist es den einzelnen Lehrpersonen überlassen, wie sie Partizipation in ihrer Klasse und im Unterricht leben. Fürs ganze Schulhaus ist das Ideenbüro eine wichtige Anlaufstelle für Probleme und Fragen geworden: In einem Briefkasten sammelt eine Gruppe Kinder Anliegen ihrer Mitschüler, aber auch von Erwachsenen. Sie beraten, helfen bei Konflikten, geben Tipps. «Oft kommen Lösungen zustande, an die wir als Lehrpersonen nicht gedacht haben», stellt Schulleiterin Patricia Wegmüller fest. Wenn keine Post im Briefkasten ist, entwickeln die Kinder eigene Projekte zur Verbesserung der Schulkultur.

«Wir wollen Partizipation dort ermöglichen, wo die Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler betroffen ist», sagt Patricia Wegmüller. Ein grosses Anliegen ist es ihr, eigene Initiativen der Kinder zu fördern. So hat sich in den vergangenen Jahren ein Fussballbüro gebildet, das für Fairplay auf dem Fussballplatz sorgt – mit Schiedsrichtern und selbst aufgestellten Regeln. Kürzlich kamen zwei Mädchen zur Schulleiterin, die ein «SOS-Team» für den Pausenplatz gründen wollen. Ein Erste-Hilfe-Koffer mit Pflastern wird zurzeit zusammengestellt. Ein Junge möchte künftig das Verabschiedungsritual zum Abschluss des Schuljahres grösser aufziehen und ein Sommerfest veranstalten. «Er erarbeitet jetzt ein Konzept», sagt Patricia Wegmüller anerkennend. Was aus der Initiative von Schülerinnen und Schülern entstehen kann, beweist der Pausenkiosk der Schule: Eine Gruppe Sechstklässler hat das Angebot lanciert, um zwei Mal in der Woche Snacks in der Pause zu verkaufen. Die Kinder überlegten, wie sie andere mit ihrem Angebot erreichen können. Sie entwickelten Werte-Bons, die Interessierte kaufen können. In regelmässigen Sitzungen entscheiden die verantwortlichen Kinder, was sie im Kiosk anbieten. In einem Kassenbuch halten sie ihre Ausgaben und Einnahmen fest. Die Gruppe organisiert alles selbst und führt jedes Jahr neue Schüler ins Team ein. «Der Pausenkiosk kommt gut an, weil er von Kindern gemacht ist», ist die Schulleiterin überzeugt. Wie auf wohl jedem Schulhof liegt am Ende der Pause hier und da Müll auf dem Boden. Doch nie sei Abfall vom Pausenkiosk zu finden.



Eine Gruppe Sechstklässler führt den Pausenkiosk der Schule Kopfh Holz in Adliswil.

braucht Zeit – woran es Schulen angesichts des Leistungsdrucks oft mangelt. Wichtig ist auch die Fähigkeit bei den Schulleitungen und Lehrpersonen, Partizipationsprozesse zu moderieren: Wie kann man zusammen mit 500 Kindern eine Zukunftsvision entwickeln? Da sind Moderationsmethoden gefragt. Partizipation zuzulassen, erfordert Mut und eine hohe Flexibilität. Wenn man die Kinder ernsthaft einbezieht, muss man bereit sein, vom Plan abzuweichen.

Warum lohnt es sich für Schulen, Partizipation zu stärken?

Schulen, die das Recht der Kinder auf Partizipation anerkennen, pflegen eine respektvolle Kultur. Das spürt man zum Beispiel auf dem Pausenplatz: Diese Schulen beklagen sich weniger über Gewalt und Unruhe. Auch das Auftreten der Kinder ist selbstbewusster. Die Kinder gehen ganz selbstverständlich zur Schulleitung, klopfen an und fragen, wo ihr Anliegen, das sie eingebracht haben, steht. Dieses Engagement können Schulen nutzen.

Ihr Projekt heisst «Partizipation stärken – Schule entwickeln». Welchen Beitrag kann Partizipation zur Schulentwicklung leisten?

Wenn man eine gute Schule für alle – für Lehrpersonen und Kinder – gestalten will, geht es gar nicht ohne die Mitwirkung aller Beteiligten. Im Interview hat eine Schulleiterin die Stimme der Kinder als «Mind-Opener» bezeichnet: Die Schülerinnen und Schüler haben oft ganz eigene, frische Ideen, die sie in die Diskussionen einbringen. Ihre Mitwirkung kann dazu beitragen, gewisse Anliegen wirklich umzusetzen. Die Kinder sind dann eine treibende Kraft und erinnern die Schule immer wieder daran, wie wichtig ein bestimmtes Thema ist. Doch es ist nicht nur so, dass Partizipation einen Beitrag zur Schulentwicklung leisten kann. Schulentwicklung kann auch einen Beitrag zur Partizipation leisten: Schulen, die es bereits gewohnt sind, im Team zusammenzuarbeiten und Fragen gemeinsam zu diskutieren, kommen auch mit dem Thema Partizipation schneller voran.

Was bedeutet es für Kinder, wenn die Schule ihnen vielfältige Mitwirkungsmöglichkeiten bietet?

Sie fühlen sich sicher, wertgeschätzt und haben ein positives Selbstbild. Sie sehen sich als Teil der Schule und identifizieren sich mit der Gemeinschaft. Schülerinnen und Schüler, die viel partizipieren können, gehen lieber in die Schule. Auch die Lehrpersonen berichten immer wieder von der positiven Stimmung und hohen Motivation, wenn die Kinder mitentscheiden können.

Wann gelingt Partizipation in der Schule?

Es braucht nicht möglichst viele und ausgeklügelte Partizipationsmöglichkeiten. Entscheidend ist, dass die Angebote ernst gemeint sind. Partizipation ist ein Aushandlungsprozess – und entsprechend ist ihr Gelingen eine Haltungsfrage: Kinder müssen ihre Wünsche frei äussern können, während die Lehrpersonen ihnen zuhören und die Meinungen bei Entscheidungen berücksichtigen. Dafür ist es wichtig,

dass die Erwachsenen den Kindern etwas zutrauen und bereit sind, Kontrolle abzugeben. Wenn sie die Kinder als Partner behandeln und versuchen, gemeinsam Lösungen zu finden, spüren die Kinder das. Dann entwickeln sie gute Ideen – und die Partizipation funktioniert. Partizipation ist jedoch kein Ziel, das man auf seiner Liste abhaken kann. Die nächste Schülergeneration wird wieder etwas anderes wollen. Man muss die Kinder immer wieder einbeziehen, genau zuhören und es ihnen ermöglichen, ihre Wünsche auszuhandeln.

Wo besteht in der Schülerpartizipation Entwicklungsbedarf?

Es ist noch viel zu wenig bekannt, dass hinter der Forderung nach Partizipation die Kinderrechte stehen. Viele meiner Studierenden – angehende Lehrpersonen – haben noch nie etwas davon gehört. Die Schweiz hat die UN-Kinderrechtskonvention 1997 ratifiziert. Damit hat sich die Schweiz dazu verpflichtet, Mitwirkungsmöglichkeiten für Kinder zu schaffen. Partizipation sollte in der Schule also nicht nach Gutdünken passieren. Die Kinder haben ein Recht darauf, ihre Meinung zu sagen – und dass diese bei Entscheidungen, die sie betreffen, soweit wie möglich berücksichtigt wird. Auch im Wissenstransfer besteht Entwicklungsbedarf: Wir haben wunderbare Beispiele für Partizipation in den Schulen gefunden, doch im Team sind diese kaum bekannt. Man müsste diese Schätze sichtbar machen und verbreiten.

Was sind solche Schätze, die Sie gefunden haben?

Eine Lehrperson macht tolle Erfahrungen mit frei wählbaren Prüfungsformen. Die Lernenden können sagen, ob sie eine traditionelle Prüfung schreiben oder eine Präsentation vorbereiten möchten. Ein anderes Beispiel ist der Wochenplan: Dieser wird oft als partizipative Arbeitsform genannt. Doch häufig enthält er klare Vorgaben und lässt den Kindern eher wenig Spielraum, ihr Lernen selbst zu organisieren. Eine der Schulen aus unserem Projekt bietet den Lernenden drei Wochenplanarten zur Auswahl. Die traditionelle Form enthält die Aufgaben für die ganze Woche. Mit einer stärker

Wenn Kinder schon früh in Angelegenheiten mitbestimmen können, die sie betreffen, lernen sie, sich eine Meinung zu bilden. Sie lernen zu argumentieren, für ihre Überzeugungen einzustehen – und mit anderen Meinungen umzugehen. Als Schulleiterin will Patricia Wegmüller Kindern diese wichtigen Erfahrungen ermöglichen. Die grösste Herausforderung für die Partizipation in der Schule sieht sie im Paradigmenwechsel, der von den Lehrpersonen gefordert ist: Sie müssen Verantwortung an die Kinder abgeben. «Als Lehrperson wird man dafür bewertet, dass alles reibungslos läuft», weiss die Schulleiterin. Wenn die Kinder die Leitung übernehmen, verlieren die Erwachsenen ein Stück weit die Kontrolle. Sie müssen die Unsicherheit aushalten, dass sie nicht wissen, wohin die Mitwirkung der Kinder sie führt. Den Lehrpersonen stellen sich ganz neue Fragen: Wann und wie ermögliche ich Partizipation? Welche Freiheiten lasse ich den Kindern? Wo braucht es klare Rahmenbedingungen oder Grenzen? Lasse ich regelmässig alle Kinder zu Wort kommen? Wie hole ich auch die stillen Kinder ab? «Der Austausch im Team über Partizipation ist wichtig», erklärt Patricia Wegmüller. «Denn im Klassenraum sind Lehrpersonen auf sich allein gestellt.»

geführten Version gibt die Lehrperson den Lernenden jeweils die Tagesaufgaben vor. In einer sehr freien Variante können sich die Lernenden die Wochenaufgaben selbst suchen. In einer Klasse haben wir eine Wandzeitung gesehen, an der die Kinder fortlaufend Ideen und Beiträge sammeln und kommentieren, die dann auch im Klassenrat besprochen werden. Die Ideen sind für alle sichtbar, dadurch wird der Klassenrat nicht auf eine spezielle Stunde reduziert, sondern stark mit dem Alltag verbunden. Und noch ein Beispiel zum Schluss: Eine Schule wollte einen Pausenkiosk, der aus verschiedenen Gründen nicht realisierbar war. Die Idee wurde aber nicht fallen gelassen, vielmehr entstand daraus etwas Neues – die Znünteilete. Das hat sogar einen überraschenden Nebeneffekt: Viele Kinder essen plötzlich ganz gerne Karotten, Kohlrabi, Peperoni und anderes Gemüse. Es schmeckt halt in der Schule, von einem Kind offeriert, besser als zuhause.

Wie kann Partizipation ein selbstverständlicher Teil des Schulalltags werden?

Wenn eine Schule das Kinderrecht auf Partizipation akzeptiert, stellt sich automatisch die Frage: Wie gehen wir damit um? Das Schulteam beginnt ganz selbstverständlich zu überlegen, wie

sie die Kinder in aktuelle Entscheidungen einbeziehen kann. Die Erwachsenen entwickeln eine echte Neugierde: Was denken die Schülerinnen und Schüler? Was wollen sie? So entsteht eine Atmosphäre, in der Kinder und Jugendliche sich trauen, ihre Anliegen einzubringen. Dafür ist Vertrauen zentral: Sie wissen, sie können sich exponieren, niemand lacht, niemand bestraft sie für ihre durchaus auch kritischen Vorschläge.





Der Morgenkreis hat einen festen Platz im Stundenplan. Die Leitung hat jedes Mal ein anderes Kind.

«Partizipation ist ein Weg, den man zusammen geht», sagt Patricia Wegmüller. Und dieser Weg verändert sich zusammen mit den Kindern, die eine Schule besuchen: Jeder Jahrgang ist anders und hat andere Bedürfnisse. So müssen auch die Partizipationsmöglichkeiten immer wieder hinterfragt und angepasst werden. Um herauszufinden, wie die Kinder ihre Mitwirkungsmöglichkeiten empfinden, möchte die Schule Kopfholz in Adliswil in Zukunft regelmässig Befragungen durchführen. Das ist eine der Entwicklungen, die die Schule aufgrund des Forschungsprojekts der Pädagogischen Hochschule Zürich angestossen hat. Im Rahmen des Projekts wurden nicht nur die Lehrpersonen, sondern auch die Schülerinnen und Schüler befragt – mit interessanten Ergebnissen: «Wir haben zum Beispiel erfahren, dass die Kinder auch gerne bei Finanzfragen mitsprechen möchten», berichtet die Schulleiterin. Die Kinder wollen keine durchgeplante Klassenreise für ein bestimmtes Budget vorgesetzt bekommen. Vielmehr schätzen sie es, wenn sie gefragt werden: Was soll die Klasse mit dem vorhandenen Geld machen?

«Das Forschungsprojekt hat uns einen differenzierten Spiegel vorgehalten», erklärt Patricia Wegmüller. Die Ergebnisse wurden im Team diskutiert. Die Forscherinnen haben das Schulteam in Workshops dabei unterstützt, sich mit den Daten auseinanderzusetzen. Gemeinsam überlegten die Lehrpersonen, in welchen Bereichen sie die Schule weiterentwickeln wollen. Insbesondere möchten sie sich mit der Frage auseinandersetzen, wie sie den Unterricht weiter öffnen können, um Partizipation zu fördern. Patricia Wegmüller ist nach dem Austausch mit den Forschenden mehr denn je überzeugt: Wenn man die Partizipation im Schulteam regelmässig zum Thema macht und Erfahrungen teilt, lassen sich die Lehrpersonen auf die Idee der Partizipation ein. Der Wert wird zur gemeinsamen Haltung. Die Lehrpersonen werden experimentierfreudig. «Die Kinder merken das. Sie beginnen, eigene Ideen zu entwickeln und stehen für diese ein.»

PARTIZIPATION STÄRKEN - SCHULE ENTWICKELN

Die Partizipation von Schülerinnen und Schülern ist im Volksschulgesetz verankert. Schulen sind somit verpflichtet, Kinder und Jugendliche an Entscheidungen, die sie betreffen, zu beteiligen. Wie dies von Schulleitungen, Lehrpersonen und Betreuungspersonen umgesetzt wird, hängt von den einzelnen Schulen ab. Da Partizipation im Idealfall in allen Fächern und Bereichen des Schullebens stattfindet, ist ihre Umsetzung ein gesamtschulisches Entwicklungsthema. Bisher existiert nur wenig Wissen darüber, wie Schulen Partizipationsmöglichkeiten gestalten. Das Projekt «Partizipation stärken - Schule entwickeln» (PasSe) will ein ganzheitliches Bild der Umsetzung von Schülerinnen- und Schülerpartizipation in verschiedenen Schulen schaffen. Dafür fanden zu zwei Zeitpunkten im Abstand von einem Jahr Datenerhebungen statt. Damit konnten Entwicklungen in die Auswertung einfließen. Alle Mitarbeitenden, Schülerinnen und Schüler ab der vierten Klasse wurden zum Thema schriftlich befragt. Mit ausgewählten Personen und Gruppen führten die Forschenden zusätzlich Interviews. Daneben wurden Unterrichts- und Klassenratsstunden besucht. Die Ergebnisse hat das Forschungsteam den Schulen in Workshops zurückgemeldet. Diese können daraus Massnahmen für ihre Weiterentwicklung ableiten.
www.phzh.ch/zse



AUS WUNSCH WIRD WIRKLICHKEIT

Was wünschen sich die Kinder für ihren neuen Pausenplatz? Wie soll der Anbau des Schulhauses aussehen? Die Schule Wauwil hat gebaut und ihre Schülerinnen und Schüler von der Planung bis zur Umsetzung eng miteinbezogen.

TEXT / NADINE FIEKE

«Das ist unser Baumhaus», sagt Nora stolz. Sie rennt zum grossen Baum auf dem Pausenplatz und klettert hinauf. «Ein Baumhaus haben wir uns schon lange gewünscht», erzählt Ladina und rutscht die Feuerwehrleiter hinunter. Auch Matteo lächelt zufrieden: «Es wurde nichts gebaut, was wir nicht wollten.» Der Brunnen auf dem Pausenplatz hat ein Wasserspiel bekommen, der Fussballplatz ein zweites Tor und eine kleine Tribüne. Die Kinder zeigen die überdachte Rutsche und machen Halt am Klettergerüst, das aus vielen ineinandergreifenden Baumstämmen besteht. Die Schule Wauwil hat den Pausenplatz der Unterstufe komplett umgestaltet, ausserdem erweiterte sie eines ihrer Schulhäuser um einen Anbau. Im Rahmen der Projekte Schul(T)räume und Pausen(T)räume wurden die Schülerinnen und Schüler eng in beide Baumassnahmen miteinbezogen. «Das hat sich gelohnt», sagt Schulleiterin Ursula Matter. «Es kam über die konkreten Resultate hinaus viel Gutes dabei heraus.»

VIELE EIGENE IDEEN

Die beiden Neuntklässlerinnen Andrijana und Daina beobachten ihre jüngeren Mitschüler, die auf die Veränderungen auf dem Spielplatz aufmerksam machen. Sie selbst haben vor allem am Neubau der Schule mitgewirkt. «Es war etwas Besonderes», erklärt Andrijana. «Wir haben viele Ideen entwickelt, und diese hat der Architekt gut umgesetzt.» Dass sie am Ende so viel mitbestimmen konnten, hat beide Schülerinnen überrascht: «Wir haben den ganzen Prozess beeinflusst – von den Plänen bis zur Umsetzung.»

Die zwei Schülerinnen laufen um das Hauptgebäude herum, über den Pausenplatz der Sekundarschüler. Bevor sie über eine kleine Rampe das Schulgebäude mit dem Erweiterungsbau betreten, machen sie Halt an zwei Bänken. «Die Bänke waren kalt und unbequem. Wir haben uns für eine Holzverkleidung eingesetzt», sagt Daina. Wenige Meter entfernt spielen ein paar Jungs Basketball. Sie halten inne, schauen neugierig zu den beiden Schülerinnen herüber und winken. «Dieser Pausenplatz wird demnächst auch noch neu gestaltet», betont

Andrijana. Neue Farbe wird es geben, verschiedene Nischen zum Sitzen mit Vorhängen aus Pflanzen. Die Ideen sind bereits ausgearbeitet.

BUNTE WÄNDE, GROSSE FENSTER

Daina und Andrijana stehen mit der Schulleiterin genau an der Stelle, wo Altbau und Anbau ineinander übergehen. Der Unterschied könnte nicht grösser sein: «Hier ist es dunkel, vor allem braun und grau», sagt Andrijana und zeigt auf den alten Trakt. «Dort ist die Atmosphäre ganz anders», meint die Schulleiterin. Ihr Blick schweift durch den Anbau: Die Wand

«Die Kinder lernen, dass sie im Leben viel erreichen können, wenn sie sich für ihre Visionen, Träume und Ideen einsetzen.»

URSULA MATTER, SCHULLEITERIN WAUWIL

ist knallrot, an der Decke leuchten kreisrunde Lampen, am Ende des Flurs ist ein kleiner Raum mit einer Glas-scheibe abgetrennt. Gelb ist die Wand dort. Ein grosses Fenster prägt den Raum. Auf der Fensterbank liegen Kissen, die im Textilen Gestalten der Oberstufe entstanden sind. «Das ist unser Chillraum», erklärt Daina. «Lern- und Chillraum», korrigiert Ursula Matter und lacht. Die Schülerinnen und Schüler können sich hierher zurückziehen. Der Schülerrat überlegt zurzeit, wie der Raum eingerichtet werden soll. «Der Raum ist sehr gefragt», weiss Daina und setzt sich auf die Fensterbank, während von draussen Tageslicht auf sie fällt. «Eigentlich hatte der Architekt hier kleine Fenster geplant. Aber wir wollten mehr Licht, so kam uns die Idee mit den grossen Fenstern», erklärt Andrijana. Für die Schulleiterin ist das ein Zeichen dafür, was der Einbezug der Schülerinnen und Schüler bewirken kann. Für sie stand fest: Wenn man die Partizipation der Jugendlichen ernst nimmt, muss man auch bereit sein, die Pläne über den Haufen zu werfen.

Bis die Schülerinnen und Schüler über den neuen Pausenplatz toben und im Anbau lernen konnten, dauerte es eineinhalb Jahre: Im März 2016

wurden im Rahmen von zwei Aktionstagen erste Ideen gesammelt. Die Analyse der Ergebnisse zeigte, dass den Kindern und Jugendlichen die Themen Ausstattung, Organisation und Farbgestaltung besonders wichtig waren. Deshalb entschied die örtliche Baukommission im April 2016, sie in diesen Bereichen in die Planung des Erweiterungsbaus einzubeziehen. «Auch die Wünsche nach mehr Aktions- und Sportmöglichkeiten, nach Rückzugs- und Schattenräumen auf den Pausenplätzen hat die Gemeinde mit grossem Verständnis aufgenommen», freut sich Ursula Matter.

Unterstützt von der drumrum Raumschule (Interview S. 36), die viel Erfahrung mit baukulturellen Partizipationsprojekten hat, wagte die Schule das Experiment: Die Schülerinnen und Schüler entwickelten in Workshops Ideen und Vorschläge für den Pausenplatz und den Schulhausanbau. Sie machten Begehungen und Analysen vor Ort, recherchierten im Internet, bauten Modelle, testeten Möbel, experimentierten mit Farbkombinationen für die Schulhauswände. Im Bildnerischen Gestalten entwickelten die Jugendlichen Konzepte für die Toilettenanlagen – von der Farbgebung bis zum Design der Wände. Zum Teil war die ganze Schule in die Entwicklungen involviert, zum Teil engagierte sich ein Gremium aus Schülerinnen und Schülern. Über wichtige Entscheidungen haben alle Kinder, das Schulteam, die Bau- und die Pausenplatzkommission diskutiert und schliesslich abgestimmt.

So war es auch ein Mehrheitsentscheid, der die Farben im Flur des neuen Anbaus bestimmte. Vor allem mit der Wahl fürs obere Stockwerk waren Andrijana und Daina anfangs nicht zufrieden. «Wir haben sogar Unterschriften gesammelt, damit die Wände nicht rot und gelb werden», schmunzelt Daina. Doch inzwischen



gefallen ihr die frischen Farben gut, sogar besser als das Türkis und Blau im unteren Stockwerk. Weniger Diskussionen gab es bei der Auswahl der Möbel für die Klassenzimmer. Hell sollten diese sein. Höhenverstellbare Einzelpulte und gepolsterte Stühle haben sich die Schülerinnen und Schüler gewünscht. «Wir sitzen einige Stunden am Tag, da müssen die Stühle bequem sein», betont Andrijana. Als die Jugendlichen bei der Einrichtung des Computerraums halfen, waren sie überrascht: Die Bildschirme waren wie die Kopfhörer brandneu. «Das hatten wir gar nicht vorgeschlagen», erinnert sich Daina, während sie hinter einem weissen Tisch mit den Monitoren steht. «Das ist eine der Ideen, die wir im Schulteam

hatten», sagt Ursula Matter. «Wir haben uns gefragt: Was können wir für die Kinder noch optimieren?»

VERTRAUEN IN DIE KINDER

Die Schulleiterin ist zufrieden mit dem Verlauf und Ergebnis der Projekte Schul(T)räume und Pausen(T)räume. «Ich würde die Schülerinnen und Schüler wieder so intensiv einbeziehen. Alle haben am Ende von der Zusammenarbeit gewonnen.» Die Schule konnte ein Umfeld schaffen, in dem sich die Kinder wohlfühlen. Die Schülerinnen und Schüler haben gelernt, den Raum wahrzunehmen und sich über ihre Bedürfnisse klar zu werden. Sie spürten: Ihre Ideen werden ernst genommen, sie können etwas bewirken. Gleichzeitig mussten sie ihre

Vorstellungen aushandeln, sich mit anderen Meinungen auseinandersetzen und Kompromisse finden. «Der ganze Prozess war ergebnisoffen», betont Ursula Matter. «250 Kinder haben bei Abstimmungen mehr Gewicht als 40 Erwachsene.» Was wäre passiert, wenn das Ergebnis nicht den Vorstellungen der Erwachsenen entsprochen hätte? Diese Frage hat sich Ursula Matter nie gestellt: «Wir hatten Vertrauen in die Kinder. Sie wissen, was gut ist.»



Die Gestaltung der Toilettenanlagen und Wandfarben lag in den Händen der Schülerinnen und Schüler. Daina (links) und Andrijana sind zufrieden mit dem Ergebnis.

SCHULE WAUWIL

Im Jahr 2009 hat Wauwil als erste Gemeinde in der Schweiz die Unicef-Auszeichnung «Kinderfreundliche Gemeinde» erhalten. An diesem Prozess war die Schule Wauwil massgeblich beteiligt. Für ihre Partizipationsprojekte Schul(T)räume und Pausen(T)räume wurde die Schule mehrfach ausgezeichnet: Sie erhielt den Kinder- und Jugendaward sowie den Anerkennungspreis für Schul- und Unterrichtsentwicklung des Kantons Luzern. Zudem ist die Schule Wauwil eine von zwölf Finalisten des Schweizer Schulpreises.
www.schule-wauwil.ch

DRUMRUM RAUMSCHULE

Der Verein «drumrum Raumschule» sensibilisiert Kinder und Jugendliche regional, national und international für die baukulturellen Herausforderungen unserer Zeit. Er macht dies mit öffentlichen und privaten Workshops, partizipativen Schulprojekten und grenzüberschreitender Zusammenarbeit. Die drumrum Raumschule fördert bei Kindern das Interesse, sich spielerisch dem Thema Baukultur zu nähern und an der Gestaltung der eigenen Lebenswelt teilzunehmen. Das Projektteam setzt sich je nach Thema aus Architektinnen, Szenografen, Farbgestalterinnen, Designern, Pädagogen, Handwerkern und Kulturschaffenden zusammen.
www.drumrum-raumschule.ch

VERRÜCKTE IDEEN GIBT ES NICHT

Seit vielen Jahren begleitet die drumrum Raumschule baukulturelle Partizipationsprojekte mit Kindern und Jugendlichen. Verschiedene Schulen haben den Verein bereits hinzugezogen, um ihre Schülerinnen und Schüler in Baumassnahmen miteinzubeziehen. So auch die Schule Wauwil im Kanton Luzern. Die drumrum Raumschule hat die Projekte Schul(T)räume und Pausen(T)räume entwickelt und moderiert. Ein Gespräch mit Co-Präsident Fabian Müller über partizipative Schulprojekte, Herausforderungen und Glücksmomente.

Herr Müller, wann gelingt die Partizipation von Kindern und Jugendlichen in Baumassnahmen?
Partizipation funktioniert nur, wenn alle Beteiligten wirklich bereit sind, sich auf diesen Prozess einzulassen. Die Rahmenbedingungen muss man von Anfang an klären: Wo können die Kinder und Jugendlichen sich einbringen? Zu welchen Zeitpunkten werden sie in die Planung einbezogen? Wo können sie mitentscheiden? Es ist wichtig zu definieren, wie man die Partizipation gestalten will, um keine Begehrlichkeiten zu wecken, die am Ende nicht eingehalten werden. Das führt nur zu Frustration bei allen Beteiligten.

Ist eine mögliche Frustration die grösste Herausforderung in Partizipationsprozessen?
Ich habe selbst viele partizipative Prozesse mitgemacht – auch als Teilnehmer. Dort habe ich zum Teil Frustration erlebt. Uns ist es ein Anliegen, es mit der drumrum Raumschule nicht so weit kommen zu lassen. Entscheidend ist ein echter Dialog: Wir moderieren den Prozess und schaffen die nötigen Rahmenbedingungen, damit sich Kinder, Lehrpersonen, Planende

und Fachgremien gegenseitig verstehen und auf Augenhöhe austauschen können. Uns ist es wichtig, dass nicht nur die Kinder ihre Ideen und Wünsche gegenüber den Architekten präsentieren. Auch die Fachpersonen sind aufgefordert, den Kindern ihre Vorschläge zu erläutern und deutlich zu machen, auf welche Wünsche sie eingehen konnten und auf welche nicht. Dabei sollen sie ihre Entscheidungen begründen.

Wie holen Sie die Ideen der Kinder ab?

Das ist von Projekt zu Projekt unterschiedlich. Grundsätzlich versuchen wir in einem ersten Schritt, alle Kinder einer Schule miteinzubeziehen. In der Schule Wauwil haben die Kinder aller Stufen an einem Aktionstag ihre Ideen aufgeschrieben und in einem Situationsplan verortet. In einem nächsten Schritt haben wir Workshops organisiert, in denen diese Ideen konkretisiert wurden. Die Workshops haben sich bewährt: Gemeinsam gehen wir alle zuvor gesammelten Ideen durch, schaffen Kategorien und setzen Schwerpunkte. In selbstgebauten dreidimensionalen Modellen formulieren die Kinder die Ideen aus. In der Regel nehmen an diesen Workshops nicht alle Kinder teil, vielmehr ist eine Vertretung involviert – zum Beispiel ein Mädchen und ein Junge aus jeder Klasse. Nachdem die Kinder vor der ganzen Schule, vor den Planern und Architekten ihre Vorschläge präsentiert haben, fängt für uns als drumrum Raumschule die Arbeit erst richtig an: Wir erfassen und kategorisieren die gesammelten Bedürfnisse. In einem Dossier fassen wir den gesamten Prozess und alle Ergebnisse zusammen. Schule und Fachplaner können dieses neben dem vorgegebenen Raumplan als ergänzende Grundlage für ihre Planung nutzen. Das Dossier ist keine Wunschliste, vielmehr zeigt es auf, was im Raum möglich sein soll und welche Atmosphäre gewünscht ist.

Mitwirkung weckt Erwartungen. Wie gehen Sie mit nicht realisierbaren Vorschlägen der Kinder um?

Ein Wunsch, der immer wieder genannt wird, ist ein Schwimmbad auf dem Pausenhof. Doch was würde es bedeuten, wenn man ein Schwimmbecken installiert? Wie viel Platz bräuchte das?

Welche Sicherheitsmassnahmen müssten vorgenommen werden? Wie oft könnte man bei den Temperaturen in der Schweiz das Schwimmbad nutzen? Entscheidend ist es, mit den Kindern alle Vorschläge ernsthaft durchzudenken ohne Stellung zu beziehen. Sie haben eine hohe Kompetenz, selbst herauszufinden, was realistisch ist und welche Ideen sie lieber wieder auf die Seite legen. Die Modelle der Kinder dienen als Grundlage, um mit ihnen über ihre Bedürfnisse zu diskutieren. Eine Rutschbahn zum Beispiel kann den Wunsch symbolisieren, Höhe zu überwinden. Dies ist die Information, die wir den Architekten weitergeben – nicht den Wunsch nach einer Rutschbahn. Es geht nicht darum, die Modelle eins zu eins umzusetzen. Die Kinder wissen das. Es ist ihnen auch bewusst, dass es bei der Realisierung des Bauvorhabens nicht nur um ihre Belange geht, sondern auch um diejenigen anderer. So werden keine falschen Erwartungen geweckt.

Die Architekten sind also sehr frei in ihren Planungen.

Absolut. Wir geben die Bedürfnisse der Kinder weiter und schärfen dadurch den Auftrag, ohne die kreative Freiheit der Architekten einzuschränken. Im besten Fall ist der ganze Partizipationsprozess so inspirierend, dass am Schluss etwas entsteht, das sich zuvor weder die Architekten noch die Kinder vorgestellt haben. Das ist ein besonderer Glücksmoment.

Wie stellen Sie sicher, dass die Interessen der Kinder in der Planung und Umsetzung berücksichtigt werden?

Unsere Moderationsrolle und unsere Übersetzungsleistung sind wichtig: Was wollen die Kinder, was brauchen sie? Oft haben wir nach der Übergabe des Dokuments weitere Sitzungen mit der Bauherrschaft und den Architekten, um den Planungsprozess zu begleiten. Wir beraten alle Beteiligten und achten darauf, dass wichtige Punkte einfließen. In allen Projekten, die wir betreuen, werden den Kindern die Entwürfe vorgestellt. Ob sie dann noch Einfluss auf die Planungen nehmen können, hängt davon ab, auf welche Formen der Partizipation man sich zu Beginn der Zusammenarbeit geeinigt hat.



PARTIZIPATION — EIN VIELSEITIGES KONZEPT

Forschende nehmen fünf Monate lang am Alltag von neun Kindertagesstätten teil. Sie beobachten, wie Kinder das Geschehen mitgestalten können. Dabei fällt ihnen auf: Partizipation ist nicht gleich Partizipation.



TEXT / SASCHA NEUMANN UND NICOLE HEKEL

Das Thema Partizipation genießt seit dem Beschluss der UN-Kinderrechtskonvention im Jahr 1989 ein gewisses politisches, fachliches und öffentliches Interesse. Im Rahmen der Debatte um Inklusion im Bildungssystem ist das Interesse nochmals deutlich angestiegen: Partizipation gilt als ein zentrales Mittel, um Inklusion im Alltag von pädagogischen Einrichtungen zu verwirklichen. Dies zeigt sich insbesondere vor dem Hintergrund eines breiten Inklusionsverständnisses, das sich nicht nur auf Menschen mit Beeinträchtigungen bezieht. Nach dieser Definition sollen alle Menschen unabhängig ihrer Herkunft, ihrer Lebensbedingungen und ihrer individuellen Voraussetzungen gleiche Chancen zur Teilhabe an Bildung haben. So hat Partizipation auch in der frühpädagogischen Fachdiskussion – als Anspruch ebenso wie als praktisches Mittel zur Gestaltung des

Alltags in Kindertageseinrichtungen – an Bedeutung gewonnen. Bisweilen entsteht sogar der Eindruck, Partizipation sei das neue «Zauberwort» für die Kita-Praxis.

Diese Entwicklungen werfen verschiedene Fragen auf: Wo steht die frühpädagogische Praxis im Bereich Partizipation verglichen mit den programmatischen Ansprüchen der Fachdiskussion? Werden die Ansprüche umgesetzt? Führt die Anwendung partizipativer Praktiken dazu, dass die Einfluss- und Teilhabemöglichkeiten der Kinder zunehmen? Das Vorhaben «Partizipation in der frühesten Kindheit. Ein ethnographiebasiertes Praxisprojekt zur Akteurschaft von Kindern in schweizerischen Kindertageseinrichtungen» (PINKS) untersucht, inwiefern Kinder den Kita-Alltag mitgestalten können und welche Praktiken dabei eine Rolle spielen.

Forschende nahmen während fünf Monaten am Alltag von neun Kindertageseinrichtungen in der deutsch- und französischsprachigen Schweiz teil. Sie beobachteten das Geschehen mit den Mitteln der ethnographischen Feldforschung. Im Zentrum der Beobachtungen stand die gesamte Vielfalt alltäglicher Situationen – vom Bringen und Abholen der Kinder über Pflegetätigkeiten und Mahlzeiten bis hin zu Freispielphasen, organisierten Angeboten und zum Arrangieren von Ruhezeiten. Die Erkenntnisse aus den Beobachtungen bilden eine wichtige Grundlage, um Handreichungen und ein Fortbildungsangebot für die frühpädagogische Praxis zu entwickeln.

WAS HEISST EIGENTLICH PARTIZIPATION IN DER KITA-PRAXIS?

Wie die pädagogische Debatte deutlich macht, kann der Partizipationsbegriff sehr unterschiedlich ausgelegt werden. Mit «Partizipation» können institutionalisierte Verfahrensweisen der demokratischen Entscheidungsfindung gemeint sein. Unter den Begriff fallen aber auch spezifische Bildungs-, Lern- und Entwicklungsziele. Gleichzeitig ist Partizipation ein didaktisches Mittel der Demokratiebildung, ein Erziehungsstil oder auch eine Kompetenz, die Erwachsene und Kinder sich aneignen sollen. Partizipation kann also Ziel und Mittel, Voraussetzung und Ergebnis von pädagogischem Handeln sein.

Wie vielfältig das Konzept der Partizipation auch in der pädagogischen Praxis ist, macht die Feldforschung im Rahmen des Projekts PINKS deutlich: Wenn Kitas Partizipation ermöglichen wollen, verbinden sie damit ganz unterschiedliche Ziele und Verfahrensweisen. So können Partizipation und die Förderung der Selbstständigkeit der Kinder schlicht und einfach ein Mittel sein, um die Alltagsorganisation zu erleichtern. Partizipation kann aber auch bedeuten, Kinder zur Beteiligung an etwas aufzufordern, um ihnen eine aktive Rolle zu geben. Und nicht zuletzt können bei der Verwirklichung von Partizipation auch bestimmte Formen der Mitbestimmung eingeführt werden, bei denen Kinder eigene Wünsche einbringen und Situationen oder

Aktivitäten nach eigenen Vorstellungen beeinflussen können. Dieses Spektrum liesse sich noch erweitern. Wichtig ist jedoch vor allem die Einsicht, dass allein der Anspruch der Kita-Praxis, Partizipation umzusetzen, noch nichts darüber aussagt, wie dies jeweils geschieht. Folglich sagt es auch nichts darüber aus, wie sich dieser Anspruch tatsächlich auf die Teilhabemöglichkeiten von Kindern auswirkt.

INWIEFERN SIND KINDER AKTEURE DER PARTIZIPATION?

Die Teilhabemöglichkeiten der Kinder lassen sich gut am Beispiel des Morgenkreises veranschaulichen. Der Morgenkreis gilt in der Frühpädagogik als eines der zentralen Alltagsarrangements, in denen Partizipation verwirklicht wird. Die Feldbeobachtungen machten deutlich, dass der Morgenkreis in den verschiedenen Kitas sehr unterschiedlich gestaltet sein kann. Um herauszufinden, inwiefern Kinder dort Teilhabemöglichkeiten haben und als Akteure ins Geschehen einbezogen werden, haben die Forschenden die Morgenkreissituationen im Rahmen von PINKS systematisch untersucht. Sie bestimmten drei zentrale Formen kindlicher Akteurschaft, die in der Feldforschung besonders herausragten: Dabeisein, Mitmachen und Einflussnehmen. Diese Formen der Akteurschaft verdeutlichen die unterschiedliche Intensität, mit der Kinder zum jeweiligen Geschehen beitragen. Die rein körperliche Präsenz im Morgenkreis wird über das «Dabeisein» gefasst. Das «Mitmachen» bedeutet, dass die Kinder in den Verlauf des Geschehens involviert sind und sich daran beteiligen, diesen Verlauf aber nicht verändern können. Dahingegen gibt das «Einflussnehmen» durch die Kinder dem Verlauf des Morgenkreises eine andere Richtung. Sie können die Situation lenken und dabei eigene Wünsche und Bedürfnisse einbringen.

Diese Systematisierung zeigt, wie unterschiedlich Kinder als Teilhabende im Morgenkreis in Erscheinung treten können. Obwohl der Morgenkreis in der frühpädagogischen Fachdiskussion als ein wichtiges partizipatives Element der Alltagsgestaltung

«Die Partizipation in der Kita ist erfolgreich, wenn der Einfluss der Kinder überall zu spüren ist: Sie können das Geschehen lenken, eigene Wünsche und Bedürfnisse einbringen. Dafür müssen Erwachsene die Kinder als Akteure ernst nehmen.»

SASCHA NEUMANN, ERZIEHUNGSWISSENSCHAFTLER

betrachtet wird, zeigt die Feldforschung: Partizipation ist nicht gleich Partizipation. Die Intensität, mit der Kinder jeweils in das Geschehen eingebunden sind, ist sehr unterschiedlich. Offensichtlich wird dies vor allem, wenn der Morgenkreis auf eine Weise konzipiert und gestaltet ist, die bestimmte Handlungen der Kinder voraussetzt, während zugleich andere Handlungen ausgeschlossen werden. Der Morgenkreis kann so angelegt sein, dass er von den Kindern das Mitmachen beim gemeinsamen Singen erfordert, also einen gewissen Zwang zum Mitmachen impliziert. Gleichzeitig können die Kinder nur eingeschränkt Einfluss darauf nehmen, was gesungen wird.

Ein Beispiel für diese häufig anzutreffende Form des «Mitmachens» im Morgenkreis ist die folgende Szene: Die pädagogische Fachkraft holt ein Körbchen mit verschiedenen Liedkarten, auf denen Bilder zu sehen sind. Sie nimmt die Karten heraus. Jano, Elvira und Felicia schauen sich die Karten an, die ihre Betreuerin aufgefächert in den Händen hält. Jano zieht eine Karte, und alle zusammen singen das dazugehörige Lied. Das Mitmachen gleicht hier einem Auswählen aus vorgegebenen Alternativen, über die selbst aber nicht abgestimmt wird. Dieses Beispiel macht deutlich, wie ambivalent die Partizipationspraxis in Kindertageseinrichtungen gestaltet sein kann: Mit jeder Gelegenheit von Partizipation können nicht nur Teilhabemöglichkeiten entstehen, sondern auch Einflussmöglichkeiten begrenzt werden.



Der Morgenkreis beginnt in der Chinderstube Olten mit einem Ritual: Die Kinder decken Fotos ihrer Spielkameraden auf und heften die Bilder aller Anwesenden an die Wand. Ein Forschungsteam untersucht solche Alltagssituationen in Kitas.

WAS SIND ERSTE EINSICHTEN DER FORSCHUNG?

Die Sichtung erster Ergebnisse des Projekts PINKS führt zu drei grundlegenden Einsichten: Erstens ist Partizipation nie nur Selbstzweck. Sie ist immer auch ein Mittel zum Zweck, um bestimmte Alltagsprobleme zu lösen oder pädagogische Zielsetzungen zu erreichen. In der Kita-Praxis geht es also keineswegs allein darum, Kindern durch die Verwirklichung von Partizipation eine gleichwertige Teilhabe am Betreuungsalltag zu ermöglichen. Zweitens zeigt die Feldforschung, dass in Kitas ein vielfältiges Arsenal an Praktiken existiert, mit denen Partizipation umgesetzt wird. Dieser Erfindungsreichtum bietet eine gute Grundlage, um die Praxis von Kindertageseinrichtungen weiterzuentwickeln. Drittens zeigen die Befunde, dass die Art und Weise, wie Kinder in der Kita partizipieren, deutlich variiert. Analysen verschiedener Alltags-

situationen machen deutlich, dass vermeintlich ähnliche partizipative Arrangements sehr unterschiedliche Intensitäten der Teilhabe mit sich bringen. Entsprechend besteht die fachliche Herausforderung für die Kita-Praxis nicht darin, einfach ›mehr‹ Partizipation umzusetzen. Vielmehr muss sie sich selbst systematisch beobachten und fragen, welche partizipativen Situationen welche Intensität der Teilhabe bei den Kindern auslösen – und wie diese im besten Fall noch gesteigert werden kann. Die im Rahmen des PINKS-Projekts geplanten Handreichungen sollen die Praxis dabei unterstützen.

SASCHA NEUMANN ist Professor für ›Early Childhood Education and Childhood Studies‹ sowie Leiter des Projekts PINKS.

NICOLE HEKEL ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt PINKS.



PINKS

Das Projekt ›Partizipation in der frühesten Kindheit. Ein ethnographiebasiertes Praxisprojekt zur Akteurschaft von Kindern in schweizerischen Kindertageseinrichtungen‹ (PINKS) startete im Jahr 2015 am Zentrum für Frühkindliche Bildung der Universität Fribourg (ZeFF) und wird noch bis Ende 2018 fortgeführt. Inzwischen ist Projektleiter Sascha Neumann Professor für ›Early Childhood Education and Childhood Studies‹ an der Universität Luxembourg; er betreut das Vorhaben weiterhin. Das Projekt PINKS untersucht anhand von Feldbeobachtungen in neun Schweizer Kindertagesstätten, wie Partizipation im Alltag umgesetzt wird. Das Projekt möchte die Erkenntnisse der wissenschaftlichen Feldforschung für den pädagogischen Alltag in Kitas nutzbar machen. In diesem Zusammenhang sind ein Praxisleitfaden mit Selbstbeobachtungsportfolio zur frühkindlichen Partizipation und eine Fortbildung zu dieser Thematik geplant. www.uni.lu

EINE ANSPRUCHS- VOLLE AUFGABE

Partizipation im Schul- und Unterrichtsalltag umzusetzen, ist anspruchsvoll. Offizielle bildungsrelevante Dokumente geben Lehrpersonen kaum Hinweise, wie Kinder im Unterricht mitwirken können. Schulen entwickeln eigene Ideen. Entsprechend vielfältig ist Partizipation in der Praxis.

TEXT / ELKE HILDEBRANDT UND KATJA MAISCHATZ





Einblicke in den Unterricht der Pilotschule Würenlingen: Die Kinder erstellen ihr persönliches Talent-Portfolio. Sie basteln, schreiben und malen, was sie gut und gerne machen.

Die Partizipation von Schülerinnen und Schülern ist im Sinne der Demokratiebildung erwünscht. Entsprechend der UN-Konvention über die Rechte des Kindes soll Partizipation sogar explizit gefördert werden. Im Unterricht wird Partizipation jedoch nur marginal umgesetzt, wie wissenschaftliche Studien zeigen. Ein Forschungsteam vom Institut Kindergarten/Unterstufe der Pädagogischen Hochschule FHNW untersucht in einem aktuellen Projekt, wie Partizipation im Unterricht der Primarstufe verstanden, ermöglicht und gefördert wird. In einem ersten Schritt wurden über 100 offizielle bildungsrelevante Dokumente aus den Kantonen Aargau, Basel-Stadt, Basel-Landschaft, Solothurn und Zürich untersucht. Lassen sich daraus Rückschlüsse auf die Förderung von Partizipation im Unterricht ziehen?

UN-KINDERRECHTSKONVENTION

Es zeigte sich in der Analyse, dass in den meisten Dokumenten ein normatives Partizipationsverständnis vorherrscht. Dieses baut auf Artikel 12 der UN-Kinderrechtskonvention auf und thematisiert das darin verankerte «Recht auf freie Meinungsäusserung». Obwohl auch weitere Artikel der Kinderrechtskonvention für das Partizipationsrecht bedeutsam sind, gibt es in den offiziellen Dokumenten im Bildungsbereich selten konkrete Bezüge zu diesen. Dazu zählen Artikel 2 «Anti-Diskriminierung», Artikel 3 «Bestes Interesse» beziehungsweise inhaltlich verkürzt als «Kindeswohl» bezeichnet, Artikel 5 «Angemessene Erziehung», Artikel 13 «Recht auf Informationsbeschaffung und Meinungsäusserung» sowie Artikel 19 «Recht auf Sicherheit».

Die Analyse der offiziellen Dokumente offenbart unterschiedliche Grade der Einflussnahme, die den Kindern eingeräumt werden. Die darin mehr oder weniger explizit formulierten Forderungen

reichen vom Mitreden und Mitmachen über das Mitbestimmen bis hin zum konkreten Mitentscheiden. Auch werden im Sinne der Demokratiebefähigung von Kindern pädagogische Zielsetzungen formuliert. Die Kinder sollen frühzeitig lernen, Verantwortung für sich ebenso wie für andere zu übernehmen und sich zu integrieren. Doch Umsetzungs- und Orientierungshilfen, wie diese Ansprüche und Ziele in der alltäglichen Unterrichtspraxis realisiert werden können, erhalten die Lehrpersonen bis auf wenige Ausnahmen in den offiziellen Dokumenten nicht. Wenn dies doch einmal der Fall ist, beziehen sich die Hinweise vorrangig auf institutionalisierte Partizipationsformen wie den Klassenrat oder besondere Schülerprojekte, die vom alltäglichen Unterricht abgetrennt sind.

VIELFÄLTIGE LERNERFAHRUNGEN

Beim kindlichen Partizipationsrecht scheint momentan eine gewisse Ratlosigkeit zu bestehen, wie der Artikel 12 der UN-Kinderrechtskonvention im Schul- und Unterrichtsalltag umgesetzt werden kann. Solange entsprechende Vorgaben und Umsetzungsvorschläge fehlen, die die Beteiligungsrechte von Kindern genauer beschreiben, wird sich daran so schnell nichts ändern. Auffällig ist, dass in denjenigen Dokumenten am meisten Hilfen zur Planung von Partizipation gegeben sind, die sehr junge Kinder oder Kinder mit speziellen Bedürfnissen im Fokus haben.

So bietet der von der Schweizerischen UNESCO-Kommission und vom Netzwerk Kinderbetreuung erarbeitete «Orientierungsrahmen für frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung» eine fundierte pädagogische Arbeitsgrundlage für die Altersgruppe der 0- bis 4-jährigen. In diesem Referenzdokument werden sechs Leitprinzipien der pädagogischen Arbeit im frühkindlichen Bereich formuliert und erläutert. Eines dieser Leitprinzipien ist die «Zugehörigkeit und Partizipation»: Der Orientierungsrahmen empfiehlt, Kindern von Geburt an vielfältige Möglichkeiten der Beteiligung einzuräumen. Denn wer sich auf seine eigene Art äussern und einbringen darf, wer informiert, angesprochen und auch angehört wird, macht vielfältige Lernerfahrungen zur Selbstwirksamkeit und Sozialkompetenz.

Die Partizipation in der Schule kann sehr gut an diese Forderung anknüpfen. Im formalen Unterricht lässt sich ein grundlegendes Wissen über Partizipation und Partizipationsrecht aufbauen, das schliesslich in institutionalisierten Formen wie dem Schüler- oder Klassenrat angewandt wird. Gleichzeitig kann die Partizipationsförderung natürlicher



Bestandteil des Unterrichts sein: Die Kinder können von der Lehrperson aufgefordert werden, ihre Meinung zu sagen. Das kann im Unterrichtsgespräch geschehen, über Aufgaben im Wochenplan, aber auch darüber, dass eine Rückmeldung zum Unterricht erfragt wird. Über individualisierendes Lernen – zum Beispiel, indem sie einmal in der Woche die Hausaufgaben selbst bestimmen – werden Kinder in der Wahrnehmung und Formulierung ihrer eigenen Interessen und Bedürfnisse gestärkt. In kooperativen Lernsequenzen können die Kinder lernen, die Interessen und Meinungen anderer ernst zu nehmen. Dafür müssen die Aufgaben für Gruppenarbeiten so gestellt werden, dass es tatsächlich zu Aushandlungsprozessen kommen kann.

VERANTWORTUNG FÜR DAS EIGENE LERNEN

Es ist ein anspruchsvolles Unterfangen, Partizipation in den alltäglichen Unterricht zu integrieren. Das betont auch Conny Isenegger, Lehrerin an der Schule Würenlingen (AG): «Es reicht nicht, zu sagen: Ich will, dass die Kinder partizipieren – und dann funktioniert es. Ich muss sie in kleinen Schritten dazu bringen, bis sie es können.» Denn Partizipation muss man lernen. Immer wieder überlegt sich die Lehrerin, wie sie Partizipation im Unterricht ermöglichen kann. Nicht nur über den Klassenrat können ihre Schülerinnen und Schüler mitbestimmen, sie werden auch an der Auswahl von Unterrichtsthemen beteiligt. Dass die Kinder zunehmend Verantwortung für ihr eigenes Lernen übernehmen, ist Conny Isenegger ein besonderes Anliegen. «Die Kinder sollen erfahren, dass es dabei nicht nur um Lust und Spass geht», erklärt die Lehrerin. «Sie sollen wissen: Es ist ihr Erfolg, wenn sie gelernt und etwas geleistet haben.»

Besonders hervorzuheben sind für die Lehrerin auch jene Erfolgserlebnisse, wenn aus der Aushandlung unterschiedlicher Kinderwillen gemeinsam getragene Entscheidungen werden. Oft wird sie dabei von der Kompetenz und dem Engagement der Kinder überrascht. So haben ihre Schülerinnen und Schüler binnen kürzester Zeit über einen Theaterbesuch abgestimmt. Sie haben diesen allein organisiert und ihre Eltern unterstützend einbezogen. Am Ende haben alle Kinder an diesem freiwilligen Theaterbesuch teilgenommen, obwohl anfangs ein Drittel nicht dabei sein wollte. Für Conny Isenegger sind diese Momente, in denen die Kinder ihre eigene Meinung als bedeutsam erfahren und in denen ihr Interesse dank ihres Engagements Gestalt annimmt, äusserst wichtig.

GUTE IDEEN FÜR DEN UNTERRICHT

Die Schule Würenlingen ist die Pilotschule des Forschungsprojekts «Partizipation im Unterricht der Primarstufe». Nach der Dokumentenanalyse untersucht das Forschungsteam die Partizipation im Unterricht von drei Würenlinger Primarschulklassen – indem es Interviews mit Lehrpersonen führt, Unterrichtsvideos dreht sowie Schülerinnen und Schüler befragt. In der Hauptphase des Forschungsprojekts sollen fünf weitere Schulklassen aus Deutschschweizer Kantonen und deren Lehrpersonen beforscht werden. Ziel ist es, ein breites Repertoire an guten Ideen zur Partizipationsförderung und -gestaltung für den Unterricht zu dokumentieren. Diese Ergebnisse sollen in der Aus- und Weiterbildung von Lehrpersonen genutzt werden, um den Unterricht an Schweizer Schulen partizipativer zu gestalten als es bislang der Fall ist.

ELKE HILDEBRANDT leitet die Professur Unterrichts- und Schulkulturen an der Pädagogischen Hochschule FHNW.

KATJA MAISCHATZ ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur Unterrichts- und Schulkulturen.

EIN THEMA FÜR DIE GANZE SCHULE

TEXT / NADINE FIEKE

«Seit 40 Jahren beschäftige ich mich mit der Frage: Was macht guten Unterricht aus?», sagt Elisabeth Vogt, Schulleiterin in Würenlingen. «Ich habe die Erfahrung gemacht: Erst die Mitwirkung macht das Lernen nachhaltig.» Motiviert von dieser Erkenntnis nimmt die Schule Würenlingen am Forschungsprojekt «Partizipation im Unterricht der Primarstufe» (S. 41-43) teil. Drei Lehrerinnen öffnen ihre Türen für die Forschenden der Pädagogischen Hochschule FHNW und geben Einblicke in ihren Unterricht. Die Erkenntnisse will die Schule für ihre Weiterentwicklung nutzen.

«Partizipation betrifft die ganze Schule», betont Elisabeth Vogt. Nicht nur mit Blick auf die UN-Kinderrechtskonvention ist es ihr ein Anliegen, das Thema schulintern voranzubringen. «Wenn Kinder mitwirken können, machen sie wichtige Erfahrungen für ihre Entwicklung.» Vorgaben, wie Lehrpersonen die Mitwirkung der Kinder fördern sollen, gibt es in der Schule Würenlingen nicht. Manche Klassen haben einen Klassenrat. Einige Lehrpersonen entwickeln zusammen mit ihren Schülerinnen und Schülern Klassenregeln. Andere fördern das kooperative Lernen. Alle holen das Feedback der Kinder regelmässig ein, um ihren Unterricht weiterzuentwickeln. Zurzeit sind die verschiedenen Lehrpersonen und Klassen sehr unterschiedlich unterwegs, was Partizipation betrifft. «Partizipation muss aus dem Team wachsen», betont die Schulleiterin.

Die Partizipation im Unterricht ist ein Aspekt, den die Schule mit Hilfe des Forschungsteams künftig stärken möchte. Auch in anderen Bereichen macht sich die Schule auf den Weg: Aus Abgesandten der Schulklassen bildete sich vor zwei Jahren eine Fussball-



gruppe, die ein gutes Zusammenspiel auf dem Fussballplatz organisierte. Diese Gruppe nennt sich inzwischen «Spezialeinheit Weissenstein» und setzt sich auch für weitere Themen ein, die das Schulleben betreffen – von Schulhauspartys bis zur Reparatur von Spielmaterialien. In einigen Klassen wird ein Modell zur verstärkten Binnendifferenzierung des Unterrichts erprobt: Damit die Kinder ihren persönlichen Interessen und Lernbedürfnissen optimal nachgehen können, sind sie mit persönlichen Hockern ausgestattet, in denen sie ihr Schulmaterial verstauen. Je nach Aufgabe können sie den für sie passenden Arbeitsplatz im Raum wählen. Um die Partizipation in der Schule voranzubringen, setzt sich die Arbeitsgruppe «Pädagogik» intensiv mit dem Thema auseinander. Auch der geplante Erweiterungsbau des Schulhauses Weissenstein der Schule Würenlingen soll partizipativ realisiert werden: Die Architekten beziehen die Schülerinnen und Schüler bei der Gestaltung des Pausenplatzes mit ein.

Vier Plastikschalen hat Conny Isenegger mitgebracht: Eine ist gefüllt mit Grashalmen, eine andere mit Holzschnitzeln, eine weitere mit Kieselsteinen. In der vierten Schale liegen Fotos von Tartanböden. Die Lehrerin stellt alle Schalen auf den Boden, daneben zwei kleine Behälter mit Wasser. Was hat es damit auf sich? Die Kinder sitzen im Kreis rundum die Utensilien und schauen ihre Lehrerin fragend an. «In zwei Jahren steht auf der Wiese ein neues Schulhaus», erzählt Conny Isenegger. Und dort soll auch ein Pausenplatz entstehen. «Die Architekten wollen von euch wissen: Was wünscht ihr euch für den Platz?»

Begeistert machen sich die Kinder in kleinen Gruppen an die Arbeit. Einzige Vorgabe: Es soll keinen weiteren Fussballplatz und keinen weiteren Asphaltplatz geben. Die Kinder überlegen, welchen Untergrund – Rasen, Holz, Steine, Tartan – sie für ihren Pausenplatz möchten und welche Rolle Wasser auf dem Gelände spielen soll. Sie zeichnen Spiel- und Klettermöglichkeiten auf, basteln Türme und Tunnel aus Papierrollen, Strohhalmen, Knete und CDs. Die Kinder diskutieren, entwickeln gemeinsam ihre Ideen weiter – und gestalten ihre ideale Spiellandschaft.



Vor der ganzen Klasse stellen die Kinder ihre Ideen vor. Deutlich wird: Wasser spielt eine wichtige Rolle auf ihrem Gelände – als Bach, Teich oder Fontäne. Die Kinder wollen klettern, schaukeln und schwingen. Sie wünschen sich weichen Belag, Hügel und Höhlen. «Ihr steht in keiner Konkurrenzsituation», appelliert Conny Isenegger. «Die besten Ideen kann man auch kombinieren.» Das sehen die Kinder als Einladung. Als die Schulstunde schon vorüber ist, gehen die Diskussionen weiter: «Vielleicht könnte man ...?»



«An Ideen mangelt es nicht», sagt Conny Isenegger zufrieden und deutet auf die Pausenplatz-Modelle. Alle Klassen der Schule Würenlingen entwickeln in den nächsten Tagen und Wochen Ideen für den neuen Pausenplatz. Die Ergebnisse nutzen die Architekten, um Vorschläge auszuarbeiten.

EIN PLATZ FÜR VIELE INTERESSEN

Für die etwas grösseren Kinder steht fest: Sie wollen einen Spielplatz, der es ihnen erlaubt, an ihre Grenzen zu gehen. Familien wünschen sich Spielgeräte für die Kleinsten. Der Verein Spielraum Luzern setzt sich beim Bau eines neuen Spielplatzes für die Anliegen junger Quartierbewohner ein.

TEXT / CORINNE KÜNG



Mitten im Luzerner Neustadtquartier wird bereits seit über zwei Jahren gebaut. Auf der grössten Baustelle der Stadt entstehen bis 2019 rund 260 neue Wohnungen. Gleich nebenan liegt das Bleichergärtli; ein Platz mit einem fast 100 Jahre alten Brunnen und einem Kletterturm mit Rutsche, umrandet von mächtigen Lindenbäumen, die im Sommer Schatten spenden. Das Gärtli ist ein Treffpunkt für Menschen jeden Alters aus dem Quartier. Senioren treffen sich dort auf einen Schwatz, Erwerbstätige verbringen auf den Bänken ihre Mittagspause, Kinder nutzen den Platz zum Spielen. Doch durch die Baustelle ist die Spielfläche vorübergehend stark eingeschränkt: Ein Bauzaun begrenzt das Bleichergärtli. Lastwagen beliefern die Baustelle. Für Kinder ist es gefährlicher geworden, sich selbstständig im Quartier zu bewegen. Gleichzeitig haben die Kräne, Bagger und Betonmischer eine faszinierende Wirkung auf sie.

NEUER SPIELPLATZ IM QUARTIER

Der Verein Spieltraum ist seit dem Sommer 2008 jeden Mittwochnachmittag im Bleichergärtli aktiv. Das Spielmobil – ein dreirädriges Piaggio – ist bis oben gefüllt mit allerlei Spielmaterial. Zwei Spielanimatorinnen des Vereins betreuen jeweils die Nachmittage. Sie stellen Materialien zur Verfügung, initiieren Spiele und unterstützen Kinder bei ihren eigenen Spielideen sowie bei sozialen Interaktionen. Dadurch werden Kinder ermutigt den Raum, den sie zum Spielen benötigen, einzunehmen. Sie lernen, Verantwortung zu tragen. An schönen Nachmittagen kommen bis zu 60 Kinder ins Bleichergärtli. Der Verein trägt dazu bei, dass die Kinder trotz der Grossbaustelle weiterhin sicher im Quartier spielen können. Deshalb ist er zurzeit auch in den Wintermonaten mit Spielangeboten vor Ort. Gleichzeitig nutzt das Team die Gelegenheit, sich regelmässig mit den Eltern und Kindern, mit dem benachbarten Hort und der Kita auszutauschen. Denn im Jahr 2019 soll auch das Bleichergärtli neu gestaltet werden – und die Kinder sollen mitbestimmen, was entsteht.

Die Stadt Luzern bezieht den Verein Spieltraum als Interessenvertreterin der Kinderanliegen in die Quartierentwicklung mit ein. Aufgrund der jahrelangen Arbeit mit den Kindern und Familien kennt Spieltraum Luzern die Bedürfnisse vor Ort. Die engen Kontakte machen es ihm möglich, die Menschen aktiv einzubeziehen und sie zu ermutigen, ihre Anliegen zu äussern und eigene Vorstellungen zu entwickeln. Der Verein arbeitet in diesem partizipativen Prozess eng mit der Quartierarbeit der Stadt Luzern zusammen. So können die verschiedenen Anliegen der unterschiedlichen Altersgruppen abgeholt und eingebracht werden. Vor den Sommer-



Im Luzerner Neustadtquartier wird gebaut. Bald soll ein neuer Spielplatz folgen. Kinder werden in die Planung miteinbezogen.

ferien 2017 bot die Quartierarbeit der Stadt Luzern einen Workshop für die älteren Primarschulkinder an: Kinder aus dem Quartier überlegten, was sie am liebsten spielen und was es für den neuen Spielplatz braucht. Mitglieder des Kinderparlaments nahmen die benachbarten Spielplätze unter die Lupe, um daraus für den neuen Spielplatz zu lernen. Gleichzeitig hat Spieltraum Luzern mit Eltern von Kleinkindern gesprochen, um deren Anliegen in die Planung einzubringen.

RAUM FÜR ANLIEGEN

Die Quartierarbeit und der Verein Spieltraum haben die verschiedenen Anliegen gesammelt und miteinander näher betrachtet. Es wurde intensiv diskutiert und es stellte sich heraus, dass die Nutzungswünsche sehr breit gefächert sind. Für viele Eltern mit bis zu zwei Jahre alten Kindern ist der bisherige Spielplatz nicht attraktiv, da es an Spielgeräten für die Kleinsten fehlt. Die älteren Primarschulkinder schätzen hingegen die lange Rutschbahn und wünschen sich noch mehr Spielgeräte, an denen sie ihre Grenzen bezüglich Höhe und Geschwindigkeit ausloten können. Dieses Spannungsfeld wurde sichtbar gemacht und an die Stadt Luzern zurück-

gemeldet. Nun liegt es am Planungsbüro, einen neuen Spielplatz zu entwerfen, der für verschiedene Altersgruppen attraktiv ist. Bis Ende 2017 sind die ersten Pläne fertig. Dann geht die Mitwirkung in die nächste Runde: Was gefällt Kindern und Eltern? Was finden sie nicht gut? Warum nicht? Was sollte anders gestaltet werden? Spielraum Luzern wird die Pläne zusammen mit den jüngeren Primarschulkindern und Eltern anschauen und diskutieren. Die Quartierarbeit Stadt Luzern tut selbiges mit den älteren Primarschulkindern. Die Rückmeldungen fließen dann in die weitere Planung ein.

Bis der neue Spielplatz steht, dauert es noch einige Zeit. Doch die Arbeit geht weiter: Spielraum Luzern hält die Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers auf dem Laufenden, informiert sie über die bevorstehenden Veränderungen und vernetzt sich weiter, damit alle – wenn es 2019 so weit ist – gemeinsam tatkräftig mitanpacken können. Ob beim Bepflanzen des neuen Spielplatzes oder bei einem Eröffnungsfest, Partizipation hat viele Gesichter. Und das macht diese Arbeit so spannend.

CORINNE KÜNG ist Soziokulturelle Animatorin und Koordinatorin des Vereins Spielraum Luzern.

Spielraum Luzern organisiert Spielnachmittage im Bleichergärtli. Die Arbeit mit Kindern und Familien ist eine ideale Grundlage für die partizipative Spielplatzgestaltung.





«Der neue Spielplatz ist ein Ort für Kinder. Entsprechend wichtig ist es der Stadt Luzern, sie in die Planung einzubeziehen. Kinder wissen am besten, was sie brauchen. Sie sollen sich mit dem Raum, den sie nutzen, identifizieren. Durch die Mitwirkung der Kinder kommen neuartige Lösungen zustande. Wir nehmen auch Wünsche ernst, die auf den ersten Blick unmöglich erscheinen. So haben sich die Kinder neben Schaukeln, Klettermöglichkeiten und einer langen Rutschbahn für den neuen Spielplatz auch einen Skatepark und einen Pool gewünscht. Beides können wir nicht realisieren. Doch anstatt diese Hinweise zu übergehen, haben wir zusammen mit den Planern überlegt: Was können wir machen, um dem Bedürfnis nach Wasser und nach Raum zum Skaten nachzukommen? So entstand die Idee, in die Asphaltfläche leichte Absenkungen zu integrieren. Diese könnte man im Sommer mit Wasser füllen, damit Pfützen entstehen. Zu anderen Jahreszeiten bietet die modellierte Fläche einen interessanten Parcours zum Skaten. Wir klären diese Möglichkeiten zurzeit ab. Ohne die Hinweise der Kinder wären wir wohl nie auf diese Idee gekommen.»

Claudio Laeng, Stadtgärtnerei Luzern, Projektleiter Spielplatz Bleichergärtli

SPIELTRAUM LUZERN

Durch die Schaffung von neuen Spielräumen ermöglicht der Verein Spielraum Luzern seit 1996 Begegnungsmöglichkeiten für Menschen verschiedenster Altersgruppen, Kulturen und sozialer Hintergründe. Mit Spielnachmittagen fördert der Verein das Zusammenleben im Quartier. Der Aufenthalt im Freien und die Nutzung des öffentlichen Raums bieten der Quartierbevölkerung einen Ausgleich zu ihrem Alltag. Die Anwesenheit von zwei professionellen Spielanimatorinnen ermöglicht das frühe Erkennen von Problemen und das präventive Agieren. Sie sind neutrale Ansprechpersonen für die Anwesenden und setzen sich für deren Anliegen ein. Der Verein beteiligt sich aktiv an der Quartierentwicklung. www.spieltraum-luzern.ch

POLITIK MUSS SPASS MACHEN

INTERVIEW / NADINE FIEKE

«Partizipation sollte für alle offen sein. Aber ein Angebot kann nie alle erreichen», sagt Maurus Blumenthal, Geschäftsführer des Dachverbands Schweizer Jugendparlamente (DSJ). Gewisse Jugendliche möchten sich dauerhaft in festen Strukturen engagieren, andere wollen lieber projektorientiert arbeiten, wieder andere möchten – wenn sie endlich 18 Jahre alt sind – vor allem abstimmen gehen. Viele sind noch unentschlossen. Um die politische Partizipation von Jugendlichen zu fördern, entwickelt der DSJ Angebote, die den unterschiedlichen Bedürfnissen junger Menschen entsprechen.

Herr Blumenthal, die Beteiligung von Jungwählern an Abstimmungen und Wahlen ist relativ gering. Wollen Jugendliche und junge Erwachsene überhaupt politisch mitwirken?

Wir sind überzeugt: Sie wollen. Es fehlt oft nur an jugendgerechten Möglichkeiten. Die Stimmbeteiligung junger Erwachsener ist auf den ersten Blick zwar gering. Doch schaut man sich die Zahlen genauer an, fällt auf, dass sie durchaus abstimmen – nur eben seltener. Sie wählen sich die Themen, die ihnen wichtig sind, gezielt aus. Wir haben den easyvote-Politikmonitor initiiert, mit dem wir unter anderem das politische Interesse von Jugendlichen untersuchen lassen. In unserer aktuellen Studie hat sich gezeigt, dass 50 Prozent der Jugendlichen «eher» oder «sehr» politisch interessiert sind. Die Frage ist: Wie wird aus dem politischen Interesse eine politische Beteiligung?

Was ist Ihre Antwort?

Es braucht persönliche Betroffenheit und die Möglichkeit, etwas bewirken zu können. Jugendparlamente zeigen, wie aus Interesse eine Beteiligung entstehen kann: Jugendliche setzen sich in der Gemeinde oder im Kanton für die Anliegen von Jugendlichen ein. Es sind die Mitglieder

eines Jugendparlaments, die bestimmen, welchen Themen sie sich widmen, welche Projekte sie gemeinsam verwirklichen und welche Anliegen sie in den politischen Prozess einbringen. Was sie tun, hat konkrete Folgen – für sie selbst und für andere Jugendliche. Betroffenheit und Wirkung liegen in Jugendparlamenten eng beieinander.

Der DSJ hat sich in den vergangenen Jahren intensiv für die Gründung neuer Jugendparlamente eingesetzt. Was haben Sie erreicht?

Heute gibt es ungefähr 70 Jugendparlamente in der Schweiz – doppelt so viele wie noch vor zehn Jahren. Über 1500 Jugendliche engagieren sich in den Jugendparlamenten oder Jugendräten, wie sie auch oft genannt werden. Bei unserer Gründungsförderung haben wir uns vor allem auf kantonale Jugendparlamente konzentriert. Heute hat fast jeder Kanton ein Jugendparlament oder ist dabei, eines aufzubauen. Um Jugendliche bei der Gründung zu unterstützen, haben wir verschiedene Hilfsmittel entwickelt. Dazu gehören eine Broschüre, Beratungskarten und Mustervorlagen. Wichtig ist die persönliche Beratung von Jugendlichen. Gegenüber Kantonen und Gemeinden setzen wir uns für die Schaffung neuer Jugendparlamente ein. Mit einer Kampagne fördern wir die Bekanntheit dieser Partizipationsform.

Warum braucht es mehr Jugendparlamente?

Es gibt viele einmalige Anlässe und Projekte, an denen Jugendliche sich über politische Themen informieren und wo sie ihre Meinung einbringen können. Doch Möglichkeiten, sich längerfristig politisch zu engagieren und für ihre Anliegen einzusetzen, haben Jugendliche kaum. Dafür braucht es dauerhafte Strukturen – und diese bieten Jugendparlamente. Jugendparlamente fördern auch die Integration von Jugendlichen in die Gesellschaft.

Denn wer mitbestimmen darf, identifiziert sich stärker mit der Gemeinschaft. Durch das Engagement von Jugendparlamenten entstehen Mitwirkungsangebote, die den Bedürfnissen von Jugendlichen entsprechen. Darüber hinaus machen sie demokratische Prozesse erfahrbar. Jugendliche erleben, was es bedeutet, sich politisch einzusetzen. Damit betreiben Jugendparlamente Nachwuchsförderung für die Politik.

Wie kann man sich die Arbeit eines Jugendparlaments vorstellen?

Durch ihre politische Arbeit bringen Jugendparlamente ihre Anliegen in Politik und Verwaltung ein. Daneben verwirklichen Jugendparlamente konkrete Projekte für die Freizeitgestaltung. Beliebt sind zum Beispiel Kinoabende, Bandfestivals oder Sportabende in der Turnhalle. Mit politischen Projekten wie Podiumsdiskussionen an Schulen, Speed Debating oder Jugendsessionen fördern Jugendparlamente die politische Bildung und Partizipation von Jugendlichen. Zwar engagiert sich in Jugendparlamenten immer nur eine kleine Gruppe Jugendlicher, doch über ihre Projekte erreichen sie eine grosse Zahl junger Menschen.

Was können Jugendparlamente politisch bewirken?

Das kommt auf das Engagement des einzelnen Jugendparlaments an – und auch auf die politischen Rechte, die es hat. Das Jugendparlament Köniz zum Beispiel kann parlamentarische Vorstösse im richtigen Parlament einreichen. Der Jugendrat der Stadt Bern vertritt in der Stadtpolitik offiziell die Meinung der Jugendlichen und berät den Gemeinderat bei Jugendfragen. Das Jugendparlament Berner Oberland Ost kann zwei Delegierte an die Gemeindeparlamentssitzungen schicken, wo sie mitdiskutieren, Vorstösse mitunterzeichnen und Anfragen einreichen können. In den Kantonen Waadt und Basel-Landschaft sind die Jugendparlamente regierungsrätliche Kommissionen mit beratender Funktion. Als es im Kanton Waadt um die Einführung von Tagesschulen ging, haben die Jugendlichen sich für die Vereinbarkeit von Tagesschulen und ehrenamtlichem Engagement eingesetzt. In Köniz wurde aufgrund eines Vorstosses des Jugendparlaments eine

neue Nachtbuslinie eröffnet.

Das «Conseil des Jeunes de Blonay – St-Légier» hat die Gemeinde davon überzeugt, 360 000 Franken in einen neuen Skatepark zu investieren. Räume für Jugendliche, Freizeitgestaltung, Mobilität, Bildung – das sind typische Themen, für die Jugendparlamente sich erfolgreich einsetzen.

In Jugendparlamenten ist nur ein kleiner Kreis von Jugendlichen aktiv. Mit der Online-Plattform engage.ch wollen Sie es noch mehr Jugendlichen ermöglichen, ihren Anliegen Gehör zu verschaffen. Inwiefern begegnet das Projekt den Bedürfnissen von jungen Menschen?

Partizipation hat viel mit Kommunikation zu tun. Wir haben uns gefragt: Wie kommunizieren Jugendliche heute? Die Online-Kommunikation spielt für sie eine wichtige Rolle. Sie haben jederzeit ein Smartphone dabei, der Austausch und das Teilen von Informationen via Social Media ist für sie alltäglich. Genau dort wollen wir Jugendliche mit der Partizipationsplattform engage.ch abholen. Wir bieten ihnen damit eine einfache Möglichkeit, ihre Anliegen, Ideen und Fragen in den politischen Prozess einzubringen. Sie müssen diese nur als Text, Bild oder Video posten. Die Vorschläge anderer können sie kommentieren und liken. Über 200 Anliegen wurden in der zweijährigen Pilotphase in drei Jugendparlamenten und einer Gemeinde eingereicht. Jugendparlamente, Gemeinden oder Politiker nehmen die Anliegen für ihre Arbeit auf.

So stärkt die Plattform auch die Jugendparlamente.

Das ist ein wichtiges Ziel des Projekts. Mit engage.ch haben die Jugendparlamente ein Instrument erhalten, mit dem sie die Anliegen und Ideen der Jugendlichen gezielt abholen können. Gleichzeitig kommen sie mit Hilfe der Online-Plattform mit engagierten Jugendlichen in Kontakt, die sie für ihre Arbeit oder für einzelne Projekte gewinnen können. Wenn man auf die Website von engage.ch geht, sieht man nicht nur, welche Anliegen eingereicht wurden, sondern auch, was pendent ist und was schon umgesetzt wurde. Das soll die Arbeit der Jugendparlamente sichtbarer machen.

Wie kann die politische Partizipation von Jugendlichen und jungen Erwachsenen selbstverständlicher werden?

Eine grosse Herausforderung ist fehlendes Wissen und das schlechte Image, das Politik und Politiker unter Jugendlichen haben. Vielfach ist es den Jugendlichen nicht bewusst, dass sie von politischen Entscheidungen betroffen sind, oder dass ihre Anliegen etwas mit Politik zu tun haben. Entsprechend wichtig ist die politische Bildung: Was bedeutet Politik eigentlich? Wie funktioniert Politik? Was hat Politik mit meinem Leben zu tun? Warum ist meine Stimme wichtig? Mit «easyvote-school» haben wir ein Angebot für Lehrpersonen der Sek II entwickelt, um das politische Interesse zu Abstimmungen und aktuellen politischen Themen zu fördern. Entscheidend ist auch die Unterstützung von Gemeinden. Denn oft fehlen Kenntnisse und Kompetenzen, wie sie Jugendliche wirkungsvoll einbeziehen können. Die Förderung der Partizipation ist eine der wichtigsten Aufgaben von Gemeinden. So wie ein Fussballclub Nachwuchsförderung betreibt, muss es auch für Gemeinden selbstverständlich sein, dass sie sich um ihren politischen Nachwuchs sorgt. Wichtig ist, dass Partizipation Spass macht, unkompliziert möglich ist und etwas bewirken kann.

Jugendparlamente setzen sich für die Anliegen von Jugendlichen ein.

DSJ

Der Dachverband Schweizer Jugendparlamente (DSJ) versteht sich als Kompetenzzentrum für die politische Partizipation und politische Bildung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Er unterstützt bestehende Jugendparlamente und Jugendräte in der Schweiz und in Liechtenstein in ihrer Arbeit und fördert die Gründung neuer Jugendparlamente. Dafür bietet der DSJ Weiterbildungen, Beratungen, finanzielle Mittel und Vernetzungsanlässe an. Mit dem Programm easyvote stärkt der DSJ das politische Interesse und die Stimmbeteiligung von jungen Erwachsenen. Politisch neutrale Broschüren und Videoclips informieren über aktuelle Abstimmungen und Wahlen. Gesprächsrunden und Angebote für Schulen stärken die politische Bildung. Das Projekt engage.ch fördert das Engagement von Jugendlichen, indem es sie motiviert, ihre Anliegen und Ideen auf einer Online-Plattform zu platzieren und so in den politischen Prozess einzubringen. Der DSJ unterstützt und berät Gemeinden beim Aufbau langfristiger Partizipationsstrukturen. Neben diesen Angeboten erarbeitet der DSJ Grundlagen zur politischen Partizipation. Er erstellt Publikationen, fördert den fachlichen Austausch unter relevanten Akteuren und setzt sich für bessere Rahmenbedingungen für die politische Partizipation von Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf allen föderalen Ebenen ein.

www.dsj.ch

www.jugendparlamente.ch

www.easyvote.ch

www.engage.ch



VIEL RAUM FÜR BEWEGUNG

Die Gemeinde Birmenstorf hat gute Erfahrungen mit der Partizipation von Kindern gemacht. Deshalb steht für sie fest: Auch an der Umgestaltung des Pausenplatzes sollen Kinder mitwirken. Wie wird aus Träumen ein realisierbares Konzept?

TEXT / NADINE FIEKE

Geht es nach den Schülerinnen und Schülern, soll der neue Pausenplatz der Schule Widegass in Birmenstorf (AG) viel Raum bieten zum Klettern, Rennen und Spielen. Sie wünschen sich mehr Farbe, mehr Pflanzen, mehr Sitzmöglichkeiten, mehr sportliche Herausforderungen, mehr Spielmaterial. Dass die Schule einen neuen Pausenplatz bekommt, steht fest. Wie er aussehen wird, hängt auch davon ab, was die Kinder wollen. Die Gemeinde bezieht sie eng in die Umgestaltung des Pausenplatzes mit ein.

GUTE ERFAHRUNGEN

Die Partizipation von Kindern und Jugendlichen ist in der Gemeinde Birmenstorf nicht neu. In den Jahren 2014/2015 hat sie als eine von drei Pilotgemeinden am Projekt QuAKTIV (S. 54–55) der Fachhochschule Nordwestschweiz teilgenommen. Dort ging es darum, zusammen mit Kindern naturnahe Erlebnisräume zu planen und zu realisieren. In Birmenstorf wurde seinerzeit der Spielplatz neben der Schule neu gestaltet. «Nach dieser guten Erfahrung stand für uns fest, dass die Kinder auch an der Optimierung des Pausenplatzes mitwirken sollen», sagt Gemeinderätin Marianne Stänz. Die Gemeinde Birmenstorf hat die örtliche Kinder- und Jugendanimation damit beauftragt, den Mitwirkungsprozess zu organisieren.

An sechs Halbtagen im Frühjahr 2017 haben fünf Primarschulklassen und eine Kindergarten-Gruppe ihre Ideen und Wünsche mit Hilfe verschiedener Methoden zum Ausdruck gebracht. Einige dieser Methoden hatte die Gemeinde bereits im Rahmen von QuAKTIV angewendet, andere wurden neu ausprobiert. «Viele haben Angst, mit Partizipation Hoffnungen und Erwartungen bei den Kindern zu wecken und sie dann zu enttäuschen», stellt Marianne Stänz fest. «Ich habe im Rahmen

von QuAKTIV andere Erfahrungen gemacht: Auch Kinder verstehen, dass der verfügbare Platz und das Geld knapp sind.» Wichtig sei es, die Kinder auch in den weiteren Prozess eng miteinzu-beziehen, sie über Entscheidungen zu informieren und beim Bau des Pausenplatzes als Helfer einzubinden. «Das erhöht die Identifikation mit dem Ergebnis», sagt die Gemeinderätin.

RUNDGANG MIT KLEBEZETTELN

Was gefällt den Kindern auf ihrem aktuellen Pausenplatz? Wo fehlt ihnen etwas? Bei einer Pausenplatzbegehung haben die Kinder mit grünen Post-its die Stellen markiert, die bereits gut sind. Mit pinken Klebezetteln kennzeichneten sie Orte, wo sie sich Veränderungen wünschen. «Wir haben die Orte zusammen aufgesucht», erzählt Alexandra Fischer von der Kinder- und Jugendanimation Birmenstorf. «In den Gesprächen zeigte sich, dass die Kinder ihren Grundbedürfnissen nach Spiel und Bewegung kaum nachgehen können.» In Zeichnungen hat jedes Kind festgehalten, was es sich für den neuen Pausenplatz wünscht. Am häufigsten wurden Klettergerüste, Rutschen, Schaukeln, Fußballtore und Trampoline gemalt. Aber auch der Wunsch nach einem weichen Boden, nach Möglichkeiten zum Gärtnern, nach mehr Wasser und mehr Ruheorten wurde deutlich. In den Modellen, die die Kinder anschliessend in Gruppen bauten, erweckten sie ihre Ideen zum Leben. Mit viel Fantasie bastelten sie aus unterschiedlichsten Materialien bunte Spiellandschaften.

«Der künstlerische Ansatz erlaubte es, dass sich Kinder und Erwachsene auf Augenhöhe begegneten», sagt Alexandra Fischer. Wo Worte fehlten, machten die Zeichnungen und Modelle die Bedürfnisse der Kinder greifbar. Sie ermöglichten es den Erwachsenen, mit den Kindern über Details und die

Bedeutung dahinter zu sprechen. Auch bei der Besichtigung verschiedener Spielplätze schlüpfen die Kinder in die Rolle der Experten: Sie nahmen die Erwachsenen mit in ihre Lebenswelt, spielten vor deren Augen und erzählten, was sie aus welchen Gründen gerne machen. «Oft sind es nicht die grossen Spielgeräte, die den Reiz eines Spielplatzes ausmachen», weiss Alexandra Fischer. «Die Zweckentfremdungen und die spielerische Nutzung des Vorhandenen sind für die Kinder spannend.»

OFFENER BLICK

Es ist bereits das zweite Mal, dass die Landschaftsarchitektin Ursula Yelin ein Bauvorhaben verwirklicht, an dem Kinder mitwirken. Bereits im Rahmen von QuAKTIV hat sie das Engagement der Kinder schätzen gelernt: «Sie sagen aus dem Bauch heraus, was sie sich wünschen.» Die Vorschläge – so verrückt sie auf den ersten Blick auch sein mögen – öffnen den Blick der Landschaftsarchitektin auf den Auftrag. Sie hört genau hin und ruft sich das Bild der Kinderträume vor Augen, wenn sie sich an die Entwürfe macht: Welches Bedürfnis steckt hinter den Wünschen? Welche Punkte sind den Kindern am wichtigsten? Wie kann sie die Bedürfnisse und die gegebenen Rahmenbedingungen – Platz, Sicherheit, Finanzen – unter einen Hut bringen? Die Landschaftsarchitektin versucht ihre Ideen so aufzuzeichnen, dass die Kinder sich darunter etwas vorstellen können. Gleichzeitig müssen die Skizzen so detailliert sein, dass das Bauamt den Vorschlag prüfen und genehmigen kann. Fest steht bereits zu Beginn der Planung: Der neue Pausenplatz soll spannende Klettermöglichkeiten bieten. Denn das ist ein zentraler Wunsch der Kinder.

Vieles, was die Gemeinde Birmenstorf im Rahmen von QuAKTIV unter der Regie der Fachhochschule Nordwestschweiz gelernt hat, setzt sie im aktuellen Pausenplatzprojekt selbstständig um. «Partizipation muss man üben, damit sie selbstverständlich wird», sagt Marianne Stänz. Ihr geht es nicht nur darum, einen Pausenplatz zu schaffen, der den Bedürfnissen der Kinder entspricht. Genauso wichtig ist ihr der Weg dorthin: «Die Erwachsenen sollen erfahren, welche Chancen in der Mitwirkung der Kinder stecken», erklärt die Gemeinderätin. «Und die Kinder sollen erleben, dass wir ihnen zuhören und ihre Bedürfnisse ernst nehmen.» Natürlich seien nicht alle Wünsche erfüllbar, betont Marianne Stänz. Dazu gehören der Glacé-Stand, der Pool und der Pferdestall – Vorschläge, die in verschiedenen Spielplatzmodellen zu finden waren. «Aber die rollbaren Fussballtore sind durchaus erfüllbare Wünsche.»



In Modellen zeigen Kinder, was sie sich für ihren Pausenplatz wünschen.

GEMEINSAM ANS ZIEL

Die drei Aargauer Gemeinden Birmensdorf, Herznach und Aarburg haben im Rahmen des Projekts QuAKTIV Kinder in die Gestaltung naturnaher Erlebnisräume einbezogen. Die Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz unterstützte sie dabei. Die Wissenschaftler gründeten Arbeitsgruppen, planten zusammen mit Verantwortlichen aus Verwaltung, Politik und Jugendarbeit Prozesse und probierten verschiedene Partizipationsmethoden aus. Die Erfahrungen aus den drei Projekten wurden dokumentiert und in einem Praxisleitfaden aufbereitet. Projektleiter Carlo Fabian und sein Team wollen mit der Publikation andere Gemeinden dabei unterstützen, eigene Partizipationsprojekte zur Quartierentwicklung zu verwirklichen.

Herr Fabian, wann ist die Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen in der Quartierentwicklung erfolgreich?

Eine wesentliche Voraussetzung ist, dass man die Kinder und Jugendlichen ernst nimmt. Wenn man ihnen eine

Stimme gibt, muss man ihre Meinungen, Anliegen, Bedürfnisse und Ideen auch wirklich aufnehmen. Das heisst, dass man die Kinder auch in die nächsten Planungs- und Umsetzungsschritte einbezieht und gemeinsam mit ihnen etwas entwickelt. Entscheidend ist die Haltung hinter dem Vorhaben: Wollen wir als Gemeinde, Behörde, Entscheidungsträger und Fachplaner Partizipation? Sind wir davon überzeugt, dass Partizipation einen Mehrwert bringt? Wollen wir uns als Gemeinde ernsthaft auf so ein Projekt einlassen? Wenn die Antwort «ja» ist, kann die Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen erfolgreich sein.

Wie können Gemeinden Kinder in Planungs- und Bauvorhaben einbeziehen?

Ist die Gemeinde erst einmal auf die Kinder zugegangen und hat sie zur Mitwirkung eingeladen, ist es entscheidend, das Vorgehen und die Rolle der Kinder im Projekt genau zu erklären. Wichtig ist es, offen und ehrlich zu informieren: Was ist möglich? Wo sind Grenzen? Meines Erachtens braucht es eine professionelle Begleitung des Partizipationsprozesses. Diese Rolle kann zum Beispiel ein Soziokultureller Animator übernehmen oder eine Lehrperson, die einen guten Zugang zu den Kindern hat und sich auf partizipative Prozesse einlassen will. Diese Person leistet wichtige Übersetzungs-



und Transferleistungen zwischen Kindern und Fachpersonen: Sie bereitet die Anliegen der Kinder so auf, dass die Verantwortlichen in der Gemeinde und die Planenden diese verstehen und nachvollziehen können. Sie vermittelt die Rückmeldungen der Erwachsenen so an die Kinder, dass diese damit etwas anfangen können. Für die Projektplanung bedeutet dies, dass es immer wieder Rückschläufe braucht, um die Kinder abzuholen und sicherzustellen, dass die Entwürfe in die richtige Richtung gehen.

Welchen Herausforderungen müssen Gemeinden begegnen, wenn sie Projekte partizipativ umsetzen möchten?

Je nachdem, wo die Gemeinde im Bereich Partizipation steht, braucht es zu Beginn eine Wertediskussion. Das kann herausfordernd sein. Die Beteiligten müssen davon überzeugt sein, dass sich der gemeinsame Prozess lohnt. Denn dieser ist mit Aufwand verbunden: Für die Zusammenarbeit gilt es, kinder- und jugendgerechte Methoden anzuwenden, die Sprache und das Tempo altersgerecht anzupassen. Die Kinder haben Vorstellungen, die nicht zwingend denen der Erwachsenen entsprechen. Es muss die Offenheit vorhanden sein, die eigenen Pläne zu verwerfen. Eine grosse Herausforderung haben wir im Rahmen von QuAKTIV erlebt: Eines der Projekte



wurde abgebrochen, nachdem die Kinder sich bereits eingebracht hatten. Von der Gemeindeversammlung wurde das Budget für die Umsetzung nicht gesprochen. So etwas führt zu Frustrationen. Partizipative Projekte müssen gut geplant und abgesichert sein, um Enttäuschungen zu vermeiden.

Sie haben verschiedene Partizipationsmethoden ausprobiert.

Gibt es welche, die sich besonders gut eignen?

Wichtig ist, dass die Methoden zum Alter der Kinder passen. Sie sollten die Kinder in ihrer Lebenswelt abholen und sie aktiv werden lassen. In den verschiedenen Projektphasen bieten sich unterschiedliche Methoden an. In der Analysephase kann man die Kinder zum Beispiel auffordern, Landkarten mit den für sie zentralen Freiräumen zu zeichnen. Oder man organisiert eine Begehung durchs Quartier, bei der die Kinder ihre liebsten Freizeitorte zeigen und kommentieren. Oder die Kinder fotografieren ihre Lieblingsorte und schaffen so eine bunte Sammlung von Eindrücken. In der Planungsphase bieten sich Zeichnungen und Modellbauten an. Handlungsorientierte Methoden wie Zeichnen, Fotografieren oder Modellbau sind sehr gut geeignet, um Meinungen und Ideen der Kinder abzuholen und darüber zu diskutieren. In der Umsetzungsphase können die Kinder schliesslich bei den Bauarbeiten mitwirken. Es ist die Aufgabe der professionellen Begleitung, dafür zu sorgen, dass wirklich alle Kinder in den Partizipationsprozess eingebunden werden; die zurückhaltenden und sprachlich nicht so gewandten Kinder ebenso wie die forschen und lauten, die viel zu sagen haben. Es braucht Zeit und Flexibilität, um die Methoden der Situation entsprechend anzupassen.

Kinder an Baumassnahmen in der Gemeinde mitwirken zu lassen, ist zeitlich und organisatorisch aufwändig. Warum lohnt es sich trotzdem?

Es fördert die Identifikation der Kinder mit dem Ort, den sie mitgestaltet haben, und mit dem ganzen Quartier. Sie sprechen von «unserem Platz» oder «unserem Pausenhof». Sie sind Teil einer Gemeinschaft und fühlen sich verantwortlich für das, was sie gemeinsam geschaffen haben. Nicht zu

vergessen sind die frühen Demokratieerfahrungen: Kinder sind von formalen politischen Prozessen ausgeschlossen. Die Partizipation in Gemeindeprojekten ist für sie eine Möglichkeit, trotzdem Einfluss zu nehmen. Sie erleben und erfahren, dass sie durch ihr Engagement etwas erreichen können, dass ihre Meinung ernst genommen und gehört wird. Die Kinder werden in ihrer Entwicklung gestärkt.

Warum lohnt sich die Partizipation für die Gemeinde?

Die Mitwirkung der Kinder ist für die Gemeinde ein Lernprozess. Die Verantwortlichen erfahren, dass sie mit der ganzen Bevölkerung zusammenarbeiten können. Kinder und Erwachsene lernen voneinander und unterstützen sich gegenseitig. Das stärkt die Gemeinschaft. Und weil Partizipation auch das Demokratieverständnis der Kinder fördert, sind solche Prozesse eine Investition in die Zukunft der Gemeinden.



Im Rahmen des Projekts QuAKTIV sind naturnahe Erlebnisräume in drei Aargauer Gemeinden entstanden. In Herznach bauten Kinder und Erwachsene einen neuen Spielplatz.

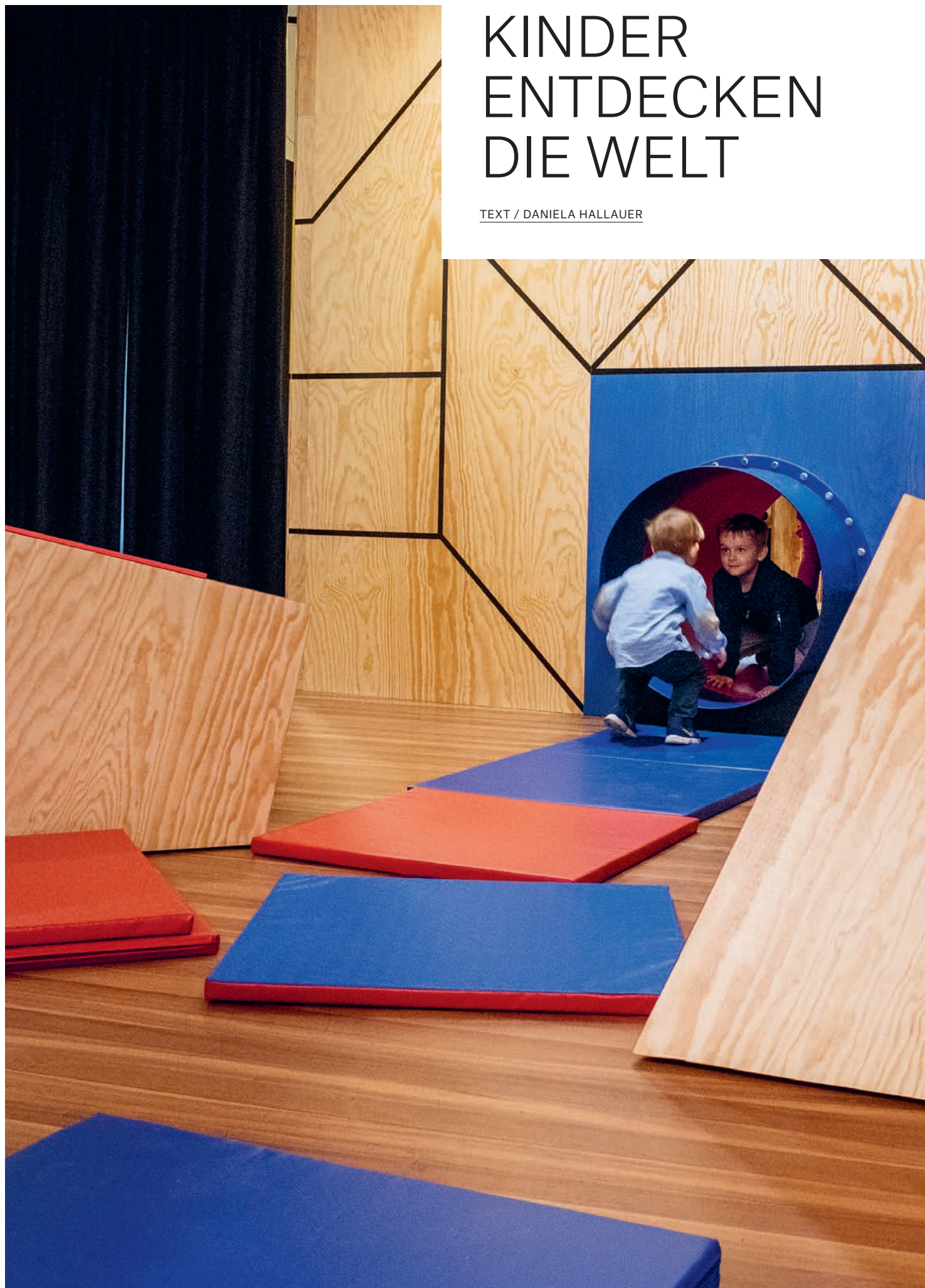
QUAKTIV

Kindergerechte und naturnahe Freiräume im Wohnumfeld werden immer seltener. Dabei sind sie wertvolle Lern- und Erfahrungsräume: Kinder haben dort vielfältige Möglichkeiten, sich zu bewegen, anderen Kindern zu begegnen und ihre Umwelt mit allen Sinnen zu erfahren. Um Gemeinden für die Bedeutung naturnah gestalteter Freiräume zu sensibilisieren und sie bei partizipativen Umsetzungen zu unterstützen, hat die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW das Programm «QuAKTIV – Naturnahe, kinder- und jugendgerechte Quartier- und Siedlungsentwicklung im Kanton Aargau» entwickelt. Die Ergebnisse wurden nach einer dreijährigen Projektlaufzeit im Februar 2016 in einem Praxisleitfaden veröffentlicht. Im Projekt QuAKTIV standen naturnahe Freiräume im Zentrum, doch die Erkenntnisse lassen sich auch auf andere Vorhaben zur Quartierentwicklung übertragen. Leitfaden, Arbeitsgrundlagen und weiterführende Informationen gibt es auf der Projektwebsite. www.quaktiv.ch

WEITERE PROJEKTE

KINDER ENTDECKEN DIE WELT

TEXT / DANIELA HALLAUER



Zusammen mit dem Billett drückt die Mitarbeiterin an der Kasse den Besucherinnen und Besuchern der Ausstellung *«Die Entdeckung der Welt»* eine Holzkugel in die Hand. Wofür diese wohl gut ist? Ein verwunderter Blick auf den farbigen Gegenstand, dann gewinnt die Neugier: Die Kugel passt perfekt in eine runde Öffnung an der ersten Ausstellungsstation. «Ich kann mich gut daran erinnern, dass ich als Kind sehr oft alleine gespielt habe. Ich fuhr Ski und habe für mich selbst Sprungschanzen gebaut», ertönt die Stimme eines Mannes, als die Kugel im Loch des Ausstellungslements verschwindet. Er erinnert sich an seine Ausflüge auf Langlaufskiern. Unterbrechen konnte ihn nur das *«Zvieri»*, erzählt er: «Das war eine Tradition bei uns. Dann hat man eine Honigschnitte oder so gegessen. Danach bin ich wieder nach draussen, bis es dunkel wurde.» Zu Beginn der Ausstellung tauchen die Gäste in frühe Kindheitserinnerungen von sieben Personen ein. Einer davon ist Hans Ryser, geboren 1949 in Grindelwald. Die passenden Objekte zu den Geschichten werden in Holzwürfeln ausgestellt. Sie klingen, drehen oder glitzern, sobald die Kugel in der Öffnung des Würfels verschwindet. Die Holzkugel ist die Eintrittskarte in eine bunte Erlebniswelt.

ALLTÄGLICHE ENTDECKUNGSREISEN

Wie entdecken Kinder die Welt heute? Wie lernen sie? Die staatliche Bildung beginnt in der Schweiz mit der Einschulung in den Kindergarten. Doch Kinder fangen nicht erst im Alter von vier Jahren an, zu lernen. Und sie lernen nicht nur im formellen Rahmen. Vielmehr wird in den ersten Lebensjahren jeder Tag zu einem spannenden Lernparcours. Mit allen Sinnen und voller Neugier begeben sich Kleinkinder im Alltag auf eine Entdeckungsreise: Sie tasten, greifen, kriechen, laufen und beginnen zu sprechen. Betreuungs- und Bezugspersonen begleiten und unterstützen sie dabei. «Das ist eine wichtige Aufgabe», sagt Heinz Altorfer, Präsident des Vereins Stimme Q. «Bildung, Betreuung und Erziehung von Geburt an sind Schlüsselfaktoren für den späteren Lern- und Lebensfolg der Kinder.»

Mit der Wanderausstellung *«Die Entdeckung der Welt»* möchte der Verein Stimme Q den Gästen zeigen, wie Kinder spielerisch lernen – und wie wichtig eine hohe Qualität der frühkindlichen Bildung ist. «Zwar bilden sich Kinder von Geburt an selbst», erklärt Heinz Altorfer, «doch sie sind auf Bedingungen angewiesen, die sie in ihrer Entwicklung optimal unterstützen.» Dies seien insbesondere Eltern und beruflich gut qualifizierte Erwachsene, die sich mit ihnen auf Entdeckungs-

reisen begeben und sie in ihrer Einzigartigkeit und Verschiedenheit anerkennen und bestärken. «Kinder brauchen Räume und Orte, wo sie sich wohlfühlen, wo sie ihrer Kreativität und ihrem Bewegungsdrang freien Lauf lassen und mit anderen Kindern Erfahrungen teilen können», betont Heinz Altorfer. Ausserdem brauchen sie Gelegenheiten, in denen sie sich einbringen, mitreden und mitgestalten können und in ihrer Autonomie und Individualität bestärkt werden.

BUNTE WÜRFELANDSCHAFT

Die Besucherinnen und Besucher bewegen sich in einer bunten Würfellandschaft durch die wichtigsten Stationen der frühkindlichen Entwicklung in den Bereichen *«Sinne und Denken»*, *«Sprache»*, *«Emotionen und Beziehungen»*, *«Motorik»*. Fachpersonen ordnen die Meilensteine ein – in Film und Ton. «Spielen ist gewissermassen die beste Frühförderstrategie», sagt Margrit Stamm, Leiterin des Forschungsinstituts Swiss Education in Bern (Interview S. 61). «Kinder lernen miteinander zu agieren und Konflikte auszutragen. Auf der motorischen Ebene eignen sich Kinder im Spiel ganz natürlich körperliche Kompetenzen an. Das Spielen regt alle Sinne an.»

Spielen sollen die Kinder auch in der Ausstellung: Die Ausstellungsarchitektur dient nicht nur als Trägerin für die Inhalte, sie versteht sich als eine raumgreifende Spiel- und Entdeckungslandschaft. Die Kinder können diese Landschaft erkunden und aktiv mitgestalten, während sich die Eltern mit den Inhalten auseinandersetzen. So können die Kinder bunte Matten zu Bahnen, Höhlen oder Wänden zusammenschieben und dadurch die Ausstellungsarchitektur immer wieder von Neuem erweitern. Sie können Windräder und Musikdosen zum Leben erwecken, durch Gucklöcher neue Perspektiven einnehmen und den Austausch mit anderen Kindern suchen. Ein besonderes Erlebnis ist für die jüngsten Ausstellungsbesucher eine interaktive Klangkugelbahn: Während die bunte Holzkugel durch den Kubus hindurch und die Wände entlang kullert, tropfen bunte animierte Kugeln im Innern des Würfels die Wand hinunter. Die animierten Kugeln reagieren auf Berührung – Anfassen ist ausdrücklich erlaubt.

GESELLSCHAFTLICHE DEBATTE

Im Kino-Würfel neben der Klangkugelbahn zeigen Filme exemplarisch, welche Projekte und Organisationen in der Schweiz bereits auf Qualität im Frühbereich setzen. Die Gäste erhalten unter anderem Einblicke in einen Hausbesuch im

Rahmen des Programms «schritt:weise». Mit dem Spiel- und Lernprogramm fördert die Organisation a:primo Kinder in sozial benachteiligten oder bildungsfernen Familien. Die Ausstellungsbesucher begeben sich mit Victoria und Aron auf eine Entdeckungsreise in den Wald, wo die Kinder mit Eicheln, Wassertropfen und Plastikbehältern spielen, bevor sie wieder in die Kita Zwärglihuus des Kantonsspitals Aarau zurückkehren.

Angesichts dieser Beispiele kommen Fragen auf: In wessen Verantwortung liegt eigentlich die Bildung, Betreuung und Erziehung von Kindern? Wer kommt dafür finanziell auf? Ist die frühkindliche Bildung Privatsache, oder sollte sich der Staat darum kümmern? Wie und von wem soll die Vereinbarkeit von Familie und Beruf unterstützt werden? Wo steht die Schweiz im internationalen Vergleich? Und was ist eigentlich eine Familie im Zeitalter von Alleinerziehenden, Patchwork- und Regenbogenfamilien? Eindeutige Antworten liefert der Ausstellungsbereich zu aktuellen gesellschaftlichen Debatten in Familienfragen nicht. Vielmehr regen unterschiedliche Meinungen von Akteuren aus Bildung, Wirtschaft und Wissenschaft sowie mediale Beiträge, Zahlen und Fakten zum Nachdenken an. Fest steht: Historisch gewachsene gesellschaftliche Strukturen und Werte prallen auf die individuellen Ansprüche von heutigen Vätern und Müttern.

KINDHEIT FRÜHER UND HEUTE

Am Ende des Rundgangs treffen die Ausstellungsbesucher noch einmal die sieben Menschen, denen sie zu Beginn bereits begegnet sind. Diese Personen betrachten die Herausforderung «Kind-Sein» aus der heutigen Perspektive. Hans Ryser ist inzwischen Grossvater von zwei Buben, die zwei Tage pro Woche in die Kita gehen. «Auch wenn sich die Betreuungs- und Erziehungsmodelle verändert haben: Die bedingungslose Liebe zu den Kindern bleibt zentral. Das ist das Wichtigste.» Die bunte Holzkugel können die Gäste nach dem Rundgang mit nach Hause nehmen. Mit etwas Spielfreude lässt sich damit auch ausserhalb der Ausstellung einiges entdecken.

DANIELA HALLAUER arbeitet für die Geschäftsstelle des Vereins Stimme Q.

Eine bunte Würfellandschaft lädt zum Entdecken und Spielen ein.





STIMME Q

Hinter der Wanderausstellung «Die Entdeckung der Welt» steht der Verein Stimme Q. Darin haben sich verschiedene Organisationen, die im Bereich der frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung tätig sind, zusammengeschlossen. Der Verein möchte eine nationale Diskussion zur Qualität in der frühen Kindheit anregen. Als Impuls dazu hat Stimme Q die Ausstellung entwickelt und im März 2017 im Tessin lanciert. Seit September 2017 ist die Wanderausstellung im Museum.BL in Liestal zu sehen. 2018 macht sie Halt in der Romandie. Danach folgen weitere Standorte in der Deutschschweiz. Aktivitäten von regionalen Akteuren aus dem Frühbereich begleiten die Ausstellung. Die Veranstaltungen nehmen Themen wie Schwangerschaft, Familienleben oder Ausbildung auf. www.entdeckungderwelt.ch





Während sich die Erwachsenen über die frühkindliche Bildung informieren, erkunden die Kinder die vielfältigen Spielmöglichkeiten in der Ausstellung.

MARGRIT STAMM

Die emeritierte Professorin für Erziehungswissenschaften der Universität Fribourg hat im Jahr 2011 das Universitäre Zentrum für Frühkindliche Bildung Fribourg ZeFF gegründet. Heute ist sie Leiterin des Forschungsinstituts SWISS EDUCATION in Bern und Gastprofessorin an diversen Universitäten im In- und Ausland. Ausserdem ist sie in verschiedenen wissenschaftlichen Beiräten von nationalen und internationalen Organisationen vertreten. Margrit Stamm hat verschiedene Publikationen zur frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung verfasst und herausgegeben.



«SPIELEN IST DIE BESTE FRÜHFÖRDERSTRATEGIE»

INTERVIEW / MARTIN HANDSCHIN

Die Ausstellung «Die Entdeckung der Welt» zeigt, wie die frühkindliche Bildung in der Schweiz diskutiert und umgesetzt wird. Perspektiven aus Wissenschaft, Politik und Gesellschaft haben dort ihren Platz. Eine Wissenschaftlerin, die in der Ausstellung zu Wort kommt, ist Margrit Stamm.

Frau Stamm, welchen Stellenwert hat das Spielen für die frühkindliche Entwicklung?

Einen sehr grossen Stellenwert. Wir wissen aus einer Vielzahl von Studien, dass insbesondere das freie Spiel sehr förderlich für Kinder ist – es ist gewissermassen die beste Frühförderstrategie. Viele Eltern denken beim Stichwort Frühförderung an Babyschwimmen, an Kinderballett oder den Kletterkurs für Fünfjährige. Also irgendein Kursangebot, zu dem man sein Kind hinführt. Dort geht es dann ein oder zwei Stunden in einem geschützten Rahmen einer Aktivität nach. Und wird dann wieder heimchauffiert. Im freien Spiel hingegen ko-konstruieren die Kinder sich ihre Welt – Erwachsene haben hier nur sehr wenig zu sagen, es gibt wenig Organisation und Kontrolle. Und genau das ist es, was Kinder selbstständig und selbstbewusst macht. Sie lernen, sich selbst zu organisieren, zu interagieren. Sie müssen Konflikte austragen und gemeinsam Entscheidungen treffen. Und wenn sie ein Haus im Garten bauen wollen, mit Tüchern und Ästen, dann müssen sie sich überlegen, wie sie dabei vorgehen sollen – also eine Methodik und handwerkliches Geschick entwickeln. Das Spielen regt alle Sinne an – und ist zentral für die Entwicklung vielfältiger Kompetenzen. Diese sind für den späteren Lern- und Lebenserfolg essenziell. Im Schulalter – und auch später – wird sich nicht alles um Noten und Kurse drehen. Man muss vielmehr das Leben bewältigen.

Was ist denn ein gutes Spiel?

Ein Spiel, das nicht nur vom Konsumenten lebt, wie das etwa bei gewissen Computerspielen der Fall ist. Das die

Fantasie anregt und die zwischenmenschliche Kommunikation. Zentral ist zudem, dass die Kinder ein Spiel aus eigener Motivation spielen und dabei nicht die ganze Zeit unter der Aufsicht von Erwachsenen sind, die ihnen sagen, was sie richtig und was sie falsch machen.

Viele Eltern haben nun mal das Bedürfnis, ihren Kindern etwas zu bieten. Was sagen Sie denen?

Dass sie ehrlich zu sich sein sollen: Handle ich wirklich im Sinne des Kindes? Oder verhalte ich mich nicht vielmehr so, weil ich ein schlechtes Gewissen habe? Oder mich vor der Langeweile der Kinder fürchte? Viele Familien haben während der Woche ein dichtes Programm, schon frühmorgens sind alle auf den Beinen: anziehen, frühstücken und ab in die Kita oder den Kindergarten. So kann es schnell passieren, dass man am Wochenende oder abends das Gefühl hat, den Kindern etwas bieten zu müssen, um ihnen zu zeigen, dass man sie gern hat, dass man für sie da ist. Und so entstehen dann diese geschäftigen Wochenendprogramme – auch mir ist es mit meinen Kindern so ergangen. Bis ich gemerkt habe, dass mich bei vielem mein schlechtes Gewissen treibt. Das heisst nun nicht, dass man sein ganzes Leben umstellen soll. Man kann im Kleinen beginnen. Am Samstagnachmittag zwischen zwei und vier Uhr beschäftigt sich jeder für sich. Die Mutter liegt in der Badewanne, der Vater geht joggen und die Kleinen müssen sich wohl oder übel mit sich selber beschäftigen.

Womit wir beim Stichwort der Langeweile wären. Hat die also auch ihr Gutes?

Ein Kind, das Langeweile erträgt, lernt. Es lernt, sich mit sich selber zu beschäftigen, sich selbst zu organisieren. Das ist eine fundamentale Eigenschaft. Wir können nicht junge Menschen erziehen, die nur nach Programm funktionieren. Ich kenne das von meiner Tätigkeit

an der Universität: Die Studentinnen und Studenten sind am zufriedensten, wenn man ihnen sagt, was sie zu tun haben, Punkt für Punkt. Wenn man sie sich selber überlässt, sind viele aufgeschmissen. Das darf nicht sein – und als Eltern können wir dagegen etwas tun, schon sehr früh. Eltern müssen lernen, die Langeweile der Kinder auszuhalten. Das ist die grosse Herausforderung.

Kinder einfach machen zu lassen, bedeutet ja auch, sie gewissen Gefahren auszusetzen. Stehen hier die Eltern nicht in der Pflicht?

Man muss unterscheiden zwischen Gefahren und Risiken. Ein Dreijähriger darf nicht einfach über die Strasse rennen – sonst begibt er sich in Gefahr. Er muss lernen, wie man über die Strasse geht, spätestens im Kindergartenalter. Genauso muss das zweijährige Kind, das giftige Beeren essen oder die heisse Herdplatte berühren will, vor diesen Gefahren geschützt werden. Daneben gibt es Risiken. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Ein Kind möchte auf einem Mäuerchen balancieren – und seine Mutter holt es sofort herunter, aus Angst vor blauen Flecken. Es gilt zu differenzieren: Was ist eine Gefahr? Und was «nur» ein Risiko? Kinder müssen Risiken eingehen dürfen. Ich sage jeweils: Ein Kind hat ein Recht auf blaue Flecken. Wir schaden Kindern eher als dass wir sie fördern, wenn wir versuchen, sie vor allem Unbill des Lebens zu bewahren.

MARTIN HANDSCHIN vom Ausstellungsbüro imRaum hat zusammen mit dem Grafikbüro Rob&Rose die Ausstellung «Die Entdeckung der Welt» konzipiert und umgesetzt. Das Interview hat er für die Ausstellungsbrochure geführt.

WEITERE PROJEKTE

GESCHMACKS- VIELFALT IM EINMACHGLAS

TEXT / MELANIE PASCHKE



Der würzige Duft von Kurkuma und Koriander liegt in der Luft. Fleissige Hände schälen und schneiden Gemüse am grossen Küchentisch klein. Drei über-grosse Zucchetti – insgesamt etwa sechs Kilo – sowie Brokkoli, Blumenkohl, Möhren und Peperoni aus dem eigenen Garten werden an diesem Abend in der Einmachbibliothek gemeinsam verarbeitet. Dieser Ort der Gemeinschaft und des Lernens ist im Sommer 2017 auf der Brache Guggach in Zürich inmitten von Gemeinschaftsgärten entstanden. Dort können Einmachwerkzeuge ausgeliehen oder genutzt werden. Bücher geben Ideen zum Konservieren und Einmachen von Obst und Gemüse. In Workshops und Werkstätten werden Überschüsse aus den umliegenden Gärten haltbar gemacht und eine alte hauswirtschaftliche Fertigkeit vermittelt. In der Werkstatt an diesem 13. September 2017 geht es ums Konservieren und Einmachen mit Essig.

BRACHE GUGGACH

Die Stadt Zürich stellt ein 1,5 Hektar grosses Areal an der Ecke Wehntaler-/Hofwiesenstrasse zur Zwischennutzung zur Verfügung. Seit August 2015 ist der befestigte Platz saniert. Schon mehrfach wurde er für kleinere und grössere Veranstaltungen genutzt. Die Grünfläche lädt zum Gärtnern, zu Spiel und Sport oder einfach zum Abschalten und Entspannen ein. Verschiedene Arbeitsgruppen planen, werken und wirken auf dem Areal. Dazu gehören auch die Verantwortlichen der Einmachbibliothek. Die Einmachbibliothek setzt auf freiwilliges Engagement. Als Werkstattleiter, Werkstattleiterin oder Mitglied der Steuerungsgruppe sind Freiwillige willkommen.
www.bracheguggach.ch
www.einmachbibliothek.ch



18:15 Uhr

Die Teilnehmenden einigen sich auf die Rezepte: Süss-saures Zucchettigemüse und scharfsaure Gemüsespiesschen sollen entstehen. Die Workshopleiterin führt in die Konservierungstechnik ein: Eine Blüte erlebte das Einlegen von Gemüse in Essig im 16. Jahrhundert. In der Werkstatt werden Weinessig und Apfelessig als geschmacksneutrale oder fruchtige Grundlage für den bakterienhemmenden Sud verwendet.



18:30 Uhr

Die Teilnehmenden waschen das Gemüse und schneiden es in kleine Stückchen. Sie spiessen das Gemüse abwechslungsweise auf kleine Holzstäbchen und stellen diese hochkant in 60 Einweckgläser.



19:30 Uhr
Aus Weissig, Gewürzen und Zucker mischen die Teilnehmenden die Flüssigkeit zum Einmachen. Die Gläser werden erhitzt, das Gemüse wird so sterilisiert.



20:00 Uhr
Der süß-saure Duft der ersten Gläser mit Essiggemüse durchzieht die Küche. Dampfende Gläser kühlen auf den Tablaren aus. Bei Baguette und Käse wird das Eingemachte heiss verkostet. «Fein», kommentieren die Teilnehmenden zufrieden.



21:00 Uhr
Das Eingemachte wird geteilt: Jede Teilnehmerin, jeder Teilnehmer nimmt ein paar Gläser mit nach Hause.

Regelmässig dampfen die Einmachtöpfe in der Einmachbibliothek. Es entstehen goldgelbe Sirups und süsse Marmeladen, Pesto, Kräutersalz oder Gemüsebouillon. Milchsaurer Gemüse fermentieren, spritziger Holundersekt gärt. «Wir machen ein, was Saison hat und mitgebracht wird», sagt Milena Bärtschi, Mitgründerin der Einmachbibliothek. In den Gärten auf der Brache Guggach wächst allerlei Gemüse und Obst, das sich zum Einmachen eignet. Viele dieser Gärten werden von Migrantinnen und Migranten bewirtschaftet, die aus ihrer alten Heimat traditionelle Rezepte und Methoden der Konservierung mitgebracht haben. «Einsalzen, Einsäuern, Räuchern – jede Kultur hat eigene Techniken entwickelt, um Lebensmittel haltbar zu machen», erklärt Milena Bärtschi. Einheimische und zugewanderte Menschen teilen ihr Wissen und ihre Rezepte in der Einmachbibliothek.

EINMACHEN STATT WEGWERFEN

Laut einem WWF-Bericht werden in der Schweiz pro Tag 320 Gramm Lebensmittel pro Kopf in den Müll geworfen – jedes Jahr sind das 2 Millionen Tonnen. «Konservieren durch Einmachen, Fermentieren und Dörren ist ein wichtiger Gegen-trend zu Foodwaste», betont Eva Reynaert, eine der Werkstattleiterinnen im Team der Einmachbibliothek. Zudem stärkt das Einmachen lokal erzeugter Obst- und Gemüsesorten die Regionalität der Nahrungsproduktion und vermindert den CO₂-Ausstoss beim Transport durch Flugzeug, Schiff und Lastwagen. Die Verwendung von Produkten aus nachhaltiger Landwirtschaft und eine regionale Nahrungsproduktion sind ein persönlicher Beitrag zum Klimaschutz. Die Einmachbibliothek will ausserdem dazu beitragen, die Sortenvielfalt zu erhalten und eine neue Geschmacksvielfalt erlebbar zu machen: Wer hat schon mal Mangold-Pesto probiert oder selbst-gemachtes Kimchi? Die Einmachbibliothek widmet sich der ganzen Vielfalt der Obst- und Gemüse-sorten. Gleichzeitig macht sie Suffizienz erfahrbar: «Suffizienz entsteht auch durch das Erleben von Autonomie bei der Nahrungserzeugung», erklärt Eva Reynaert. «Beim gemeinsamen Einmachen entsteht der Vorrat für den Winter und damit das Gefühl, genug zu haben und ausreichend versorgt zu sein.»

ERLEBEN VON GEMEINSCHAFT

Die Einmachbibliothek steht ebenso wie der Gemeinschaftsgarten allen Quartierbewohnerinnen und Quartierbewohnern als Ermöglichungs- und Lernraum für einen nachhaltigen Lebensstil zur Verfügung. Wichtig ist dem Team der Einmachbibliothek die Gemeinschaft. Diese stellt sich beim gemeinsamen Tun ein. Nachdem das Projektteam erste Gehversuche mit den Werkstätten und Workshops gemacht hat, ist es nun auf der Suche nach einem Obstgarten, der genossenschaftlich genutzt werden kann. Damit möchte es Versorgungsnachbarschaften – lokale Zusammenschlüsse für die lokale Lebensmittelversorgung und -verarbeitung – erlebbar machen.

MELANIE PASCHKE hat die Einmachbibliothek gegründet. Sie leitet regelmässig Workshops und Werkstätten.

SÜSS-SAUER EINGELEGT ZUCCHETTI

3 kg Zucchini
500 g frische Zwiebeln
2 rote Peperoni
2 grüne Peperoni
2 Esslöffel Salz
500 g Zucker
750 ml Sieben-Kräuter-Essig
4 Teelöffel Senfkörner
4 Teelöffel Kurkuma

Zucchini waschen und in mundgerechte Stücke schneiden. Peperoni waschen, entkernen und ebenfalls in Stücke schneiden. Zwiebeln schälen und klein schneiden. Gemüse in eine Schüssel geben und vermischen. Salz, Zucker, Senfkörner und Kurkuma mit dem Essig mischen und über das Gemüse giessen. Das Ganze eine Stunde ziehen lassen, ab und zu umrühren. Gemüse und Flüssigkeit in Einweckgläser füllen und zehn Minuten bei mittlerer Hitze im Einwecktopf weich kochen, anschliessend noch zehn weitere Minuten sterilisieren.

Quelle: kochbar.de

SAUERSCHARFE GEMÜSESPIESSCHEN

4 Möhren
500 g Brokkoli oder Blumenkohl
400 g Staudensellerie
2 rote Peperoni
400 g Perlzwiebeln
300 g Gärtnergurke
16 Lorbeerblätter
4 Esslöffel Pfeffer
2 Esslöffel Wacholderbeeren
800 ml Weissweinessig
2 Esslöffel Salz
4 Esslöffel Zucker
60 Holzspiesschen

Das Gemüse schälen, putzen und in ein Zentimeter dicke Scheiben schneiden. Sellerie und geschälte Brokkolistrunke in zwei Zentimeter dicke Stücke schneiden. Das Gemüse auf die Spiesse stecken und aufrecht in die Gläser stellen. Ein Lorbeerblatt in jedes Glas legen, Pfeffer und Wacholder auf die Gläser verteilen. Essig mit 1,8 Liter Wasser, Salz und Zucker aufkochen und kochend heiss in die Gläser bis zwei Zentimeter unter dem Rand auffüllen. Danach zehn Minuten im Einwecktopf weich kochen und weitere zehn Minuten sterilisieren.

Quelle: Petra Casparek, Einmachen & Fermentieren

DESIGN MIT WIRKUNG

Wenn Design auf gesellschaftliche Fragestellungen trifft, entsteht oft Unerwartetes und Neuartiges: Studierende aus Indien, China, Kenia, Mazedonien und der Schweiz entwickeln gemeinsam Lösungen für die Praxis.

TEXT / MICHAEL KROHN



Es ist der erste von fünf internationalen Workshops im Rahmen des Programms «Design with social impact». Regina Muthama, Koordinatorin des Katumani Farmer Resource Centers in Machakos (Kenia), eröffnet das Treffen mit den Designstudierenden aus Zürich, Skopje und Nairobi mit einem Gebet. Sie betet für eine erfolgreiche Zusammenarbeit und für gute Ideen. Das ist fremdartig für die schweizerischen und mazedonischen Studierenden, Alltag für die kenianischen. Solche unerwarteten sozialen Arrangements waren nur der Beginn neuer Erfahrungen für die Teilnehmenden im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit. Weitere sollten folgen.

MÖGLICHKEITEN VON DESIGN

Wie kann Design genutzt werden, um gesellschaftliche Zustände und den interkulturellen Dialog nachhaltig positiv zu verändern? Was heisst es, Inspiration, Kreativität, Vielfalt und andere Sichtweisen mit Hilfe von Designmethoden zu initiieren, ohne in erster Linie an Produkte als Resultat zu denken? Wie lernen Designerinnen und Designer, mit sozialen Organisationen zusammenzuarbeiten? Am Anfang des Programms «Design with social impact» standen diese Fragen – und die Überzeugung, dass Design weit mehr kann als schöne Objekte und austauschbare Symbole zu gestalten. Die Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) hat zusammen mit fünf Partnerhochschulen aus Mazedonien, Kenia, China und Indien das Programm entwickelt: Studierende der beteiligten Hochschulen lernen, Designmethoden in sozialen und humanitären Kontexten anzuwenden. Semesterkurse führen in das Thema «Social Design» ein. In internationalen Summer und Winter Schools erarbeiten die Studierenden schliesslich zusammen mit direkt Betroffenen konkrete Lösungsansätze für verschiedene gesellschaftliche Fragestellungen. Die Stiftung für internationale Zusammenarbeit Swisscontact und die Schweizer Stiftung Biovision ermöglichten den Hochschulen die Zusammenarbeit mit Praxispartnern vor Ort. Dies machte eine realitätsorientierte Arbeit möglich. Beide Organisationen begleiteten das Vorgehen der Designstudierenden kritisch.

FÜNF WORKSHOPS

Der erste Workshop im Rahmen von «Design with social impact», den die ZHdK zusammen mit der Stiftung Biovision in Zürich organisiert hat, widmete sich im Winter 2016 unter dem Titel «Planting Seeds of Design» Fragen zu Produktion, Vertrieb und Marketing biologischer Nahrungsmittel in der

Schweiz. Im Frühling 2016 ging es in Skopje unter dem Titel «Projects for Macedonia» um die Verbesserung der Arbeitsmarktsituation in verschiedenen Sektoren der mazedonischen Wirtschaft. «Frugal Design» stand im Sommer 2016 in Zürich auf dem Programm. Dabei ging es um die Frage, wie mit wenigen Ressourcen bessere Resultate für lokale Handwerker in Indien erzielt werden können. Im Frühling 2017 setzten sich die Studierenden in Kenia unter dem Titel «Agriculture, Food and Consumerism» mit einer alternativen Nahrungsmittelproduktion, Informationen und Vertriebsmöglichkeiten für Kleinbauern auseinander. Die zunehmende Überalterung der Gesellschaft beschäftigte die Teilnehmenden im Sommer 2017 beim Workshop «Elder and Younger» in Wuxi, China. An den fünf Workshops nahmen jeweils Studierende der ZHdK und von zwei weiteren beteiligten Hochschulen teil. Entstanden sind in allen Workshops Objekte, Informationen und Medien, oft in erfrischender Andersartigkeit. In allen Projekten ging es weniger um das Design von Artefakten, sondern vielmehr um das Design von Prozessen und Methoden. Dies beinhaltet eine ethnografische und explorative sowie partizipative Arbeit mit den Menschen vor Ort. Es zeigte sich: Design ist in der Lage, nicht nur Dinge, sondern auch Beziehungen zu gestalten. Für viele Studierende war dieser Aspekt neu.

WISSENSCHAFTLICHE BEGLEITUNG

Designfragestellungen – ausgehend von gesellschaftlichen Kontexten in einem interkulturellen Umfeld – fehlen heute oft in der Ausbildung. Dies auch, weil das zugrundeliegende Wissen und die Praxiserfahrung noch lückenhaft sind. Das Projekt hat deshalb neben der Designarbeit vor Ort in gesellschaftlich und kulturell unbekanntem Kontexten einen grossen Wert auf die wissenschaftliche Begleitung gelegt. Entstanden ist eine Lernplattform, die Wissen, Erfahrungen und Resultate vermittelt. Es liegt nun an den Hochschulen, dieses Wissen zu erweitern und zu vermitteln. Staatliche und nichtstaatliche Institutionen im sozialen Sektor können die Erfahrungen nachhaltig in ihrer Arbeit anwenden.

Die grösste Herausforderung für die Studierenden war die intensive interkulturelle und interdisziplinäre Zusammenarbeit sowie die Entwicklung von Ideen direkt mit den Betroffenen. Im Rahmen der begleitenden Forschung wurde ein Set von Methoden erarbeitet, das Zuhören, Beobachten und partizipative Mitarbeit als Teil der Designarbeit versteht. Kreative Leistung und «Prototyping» unter schwierigen Bedingungen – Klima, Ressourcen, Sprache,

Material – im Team umzusetzen, war eine weitere zu meisternde Aufgabe. Für alle Studierenden war das Programm «Design with social impact» eine einzigartige Erfahrung und Horizonterweiterung. Einige sind überzeugt, ihr Designstudium in Richtung sozialer Wirkung zu fokussieren. Gleichzeitig sind die Entwicklungen und Erfahrungen aus der internationalen Zusammenarbeit Ausgangspunkt für Diplomarbeiten, Weiterbildungsangebote und Unterrichtseinheiten. Die Ausgangsthese, dass Design ein wichtiger Katalysator für soziale Veränderungen ist, hat sich bestätigt. Damit erweitert sich das Wirkungsfeld der Designdisziplin selbst und zeigt auf, wie Designerinnen und Designer Lebensqualitäten durch einen kreativen Prozess verbessern können. Die Designdisziplin kann damit Partnerin sozialer Institutionen und Organisationen werden – diese Erkenntnis ist neu.

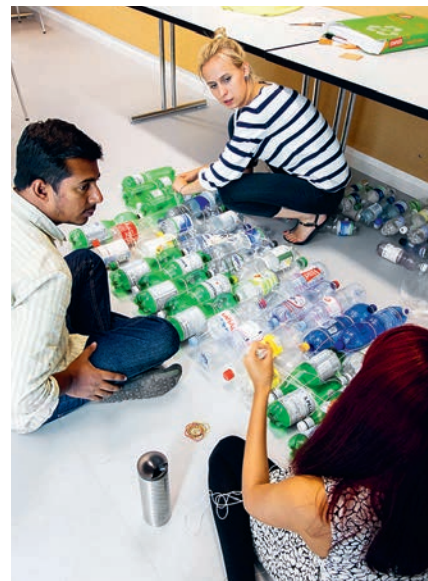
MICHAEL KROHN leitet den Masterstudiengang «Design» an der Zürcher Hochschule der Künste. Der Industriedesigner hat das Projekt «Design with social impact» mit seinem Team entwickelt und geleitet.

INTERNATIONALE KOOPERATION

Die Zürcher Hochschule der Künste hat das Programm «Design with social impact» zusammen mit sechs Hochschulen entwickelt. Projektpartner sind die Ss. Cyril and Methodius University Skopje (Mazedonien), die University of Nairobi, School of The Arts and Design (Kenia), die Jiangnan University Wuxi, Design Institute (China), die Tongji University Shanghai, D&Y Lab (China), das Srishti Institute of Art, Design and Technology in Bangalore (Indien) und das National Institute of Design in Ahmedabad (Indien). Die Erfahrungen aus dem Projekt sind auf einer Lernplattform frei zugänglich. designwithsocialimpact.net



1



3



2

Wie Design zur Lösung gesellschaftlicher Fragen beitragen kann, zeigen Studierende in internationalen Workshops – unter anderem in Kenia (1), China (2) und der Schweiz (3).

1 FABIAN ENGEL
THEMA «AGRICULTURE,
FOOD & CONSUMERISM»
KENIA, FRÜHJAHR 2017

Mit zwei Studierenden aus Kenia und Mazedonien habe ich im Rahmen von «Design with social impact» auf der Farm der Kenianerin Rebecca Muindi ein Projekt verwirklicht. Rebecca ist trotz ihrer 70 Jahre noch als Bäuerin tätig. Früher arbeitete sie als Lehrerin, deshalb ist sie im Dorf sehr vernetzt und anerkannt. Sie engagiert sich unter anderem in der lokalen Frauengruppe. Die Bauern in der Region sind zum grössten Teil Selbstversorger und auf die Regenzeit angewiesen. Sie müssen von Anfang März bis Ende Mai möglichst viel anbauen, um genügend Lebensmittel für das restliche Jahr zu erhalten. Diese Monate sind sehr arbeitsintensiv und kräftezehrend, vor allem für ältere Menschen – so auch für Rebecca. Wir haben ein Konzept für ein soziales System entwickelt, in dem sich die Bäuerinnen aus der lokalen Frauengruppe gegenseitig unterstützen können: Die Frauen tun sich tageweise zusammen und arbeiten jeweils auf einem anderen Bauernhof. So kann die Arbeit einer ganzen Woche mit Hilfe der anderen Frauen an einem einzigen Tag erledigt werden. Die Ernte wird gemeinsam auf dem Markt verkauft. Ein Teil des Geldes fliesst in eine Gruppenkasse, der verbleibende Teil der Einnahmen wird gleichmässig aufgeteilt. Durch solch ein soziales System können sich die Frauen gegenseitig unterstützen und schwere Zeiten gemeinsam bewältigen. Mit dem Geld aus der Gruppenkasse können Projekte für die Gemeinschaft realisiert werden. Ausserdem fördert die Kooperation den Wissensaustausch.

Die Zusammenarbeit mit den Studierenden war spannend und intensiv zugleich. Obwohl alle von uns eine Designausbildung absolvieren, hatten wir völlig unterschiedliche Auffassungen vom Designprozess. Dies erforderte viel Geduld und Verständnis füreinander, eröffnete aber auch den Zugang zu neuen Denkweisen. Es beeindruckte mich, wie Rebecca ihren beschwerlichen Alltag meistert. Ich hoffe, dass wir ihr mit unserem Projekt neue Möglichkeiten aufzeigen konnten, Synergien zu nutzen.

2 JACQUELINE BRANTSCHEN
THEMA «ELDER & YOUNGER»
CHINA, SOMMER 2017

Die Überalterung der Gesellschaft ist in China wie auch in der Schweiz eine Herausforderung. Umso wichtiger ist der Austausch zwischen älteren und jüngeren Generationen. China ist ein Land von grosser Fläche. Nicht selten ziehen Kinder und Enkelkinder für ihre Arbeit oder Ausbildung in einen anderen Teil des Landes. Wie können Grosseltern trotzdem den Kontakt zu ihren Familien aufrechterhalten? Nach mehreren Tagen intensiver Feldforschung haben wir beschlossen, ein Konzept für eine App zu entwickeln. Diese soll das Reisen innerhalb von China für ältere Menschen einfacher und sicherer machen. Die App basiert auf dem Prinzip von «Car-Sharing»: Ältere Menschen, die sich in den öffentlichen Verkehrsmitteln nicht mehr wohl oder sicher fühlen, können ihre Reiseroute in der App angeben. Wenn ein junger Autofahrer dieselbe Strecke plant, kann er die ältere Person mitnehmen. Im Gegenzug erhält er einen kulturell erfahrenen Reisebegleiter für die lange Fahrt.

Die Kommunikation mit den chinesischen und indischen Studenten war sicherlich die grösste Herausforderung im Projekt, aber rückblickend auch die grösste Bereicherung. Es war von allen Seiten viel Geduld gefragt, wenn wir versuchten, unsere Ideen auszutauschen. Auch wenn wir das Gleiche sagten, meinten wir manchmal etwas komplett anderes. Aufgrund unserer verschiedenen kulturellen Hintergründe hatten wir sehr unterschiedliche Vorstellungen bezüglich Design, Ästhetik und Arbeitsablauf. Das Programm «Design with social impact» war für mich eine einzigartige Möglichkeit, zwei andere Kulturen kennenzulernen. Es hat mich unglaublich fasziniert, auf welcher unterschiedlichen Weise wir Probleme lösen.

3 MARIA WEISS
THEMA «FRUGAL DESIGN»
ZÜRICH, SOMMER 2016

Als die Studierenden aus Indien und China für die Summer School 2016 zum Thema «Frugal Design» in Zürich ankamen, erlebten sie Zürich eher untypisch: Sie waren schockiert, nach der Streetparade die Berge aus PET-Flaschen und zerdrückten Blechdosen zu sehen. Das brachte uns auf das Problem der Stadtverschmutzung, das in Indien und China sehr präsent ist. Wir haben überlegt: Wie können wir Gegenständen, die schnell im Müll landen, ein zweites Leben geben und ihren Lebenszyklus verlängern? Entstanden ist ein Produkt namens «pet*». Ein Netz ermöglicht es, aus PET-Flaschen Schwimmausrüstungen zu bauen. Wir haben mit Hilfe unseres Produkts ein Floss und eine Schwimmweste geschaffen. Beides haben wir in der Limmat getestet.

Das Programm «Design with social impact» hat mich fachlich und persönlich bereichert: Mit indischen und chinesischen Studierenden habe ich an einem herausfordernden Thema gearbeitet. Wir haben Probleme definiert und in einer begrenzten Zeit eine Lösung entwickelt. Dabei brachten wir unsere kulturellen Hintergründe und persönlichen Perspektiven ein. Bei einer engen Zusammenarbeit reibt man sich aneinander, Emotionen und Diskussionen gehören dazu. Uns hat das gestärkt: Es sind in den zwei Wochen gute Freundschaften entstanden. Das zweiwöchige intensive Programm hat mir neue Perspektiven auf meinen Fachbereich und auf die Chancen interkultureller Zusammenarbeit eröffnet. Es hat mich so inspiriert, dass ich im Sommer 2017 ein weiteres Mal teilgenommen habe. Dieses Mal in China, wo ich zusammen mit Studierenden aus China und Indien das Konzept für eine digitale Plattform entwickelt habe, das einen generationenübergreifenden Austausch ermöglicht sowie durch Storytelling eine Brücke zwischen der digitalen und realen Welt schafft.

«Interkultureller Austausch ist immer eine Herausforderung, aber auch immer ein Gewinn für alle Beteiligten. Unser Biovision-Team in Kenia hat durch die Zusammenarbeit ganz neue Erfahrungen im Umgang mit Menschen aus anderen Forschungsfeldern und Ländern gemacht. Das war horizontenerweiternd und inspirierend. Für bahnbrechende Innovationen war die Zusammenarbeit vor Ort zu kurz. Diese waren aber auch nicht unsere Erwartung an die Kooperation mit den Hochschulen. Wir wollten ausloten, was entstehen kann, wenn Designstudierende mit den täglichen Herausforderungen von Kleinbauern in Afrika konfrontiert werden. Tatsächlich kamen einige spannende Projekte ins Rollen: Die Studierenden entwickelten zum Beispiel Vorschläge zum effizienteren Sammeln von Regenwasser oder zur besseren Nutzung von Kuhdung. Diese Lösungen kann der einzelne Bauer nun anwenden. Andere können die Idee übernehmen oder weiterentwickeln. Für eine fruchtbare Zusammenarbeit von Designspezialisten und international tätigen Organisationen wie Biovision braucht es Partnerschaften, in denen Menschen vor Ort gemeinsam die richtigen Fragen stellen, neue Lösungswege erarbeiten und über Grenzen hinweg Wissen und Ideen austauschen. Genau das ist im Rahmen des Projekts «Design with social impact» passiert.»

Andreas Schriber, Geschäftsleiter Biovision – Stiftung für ökologische Entwicklung



DAMIT DIE MENÜWAHL LEICHTER FÄLLT

TEXT / VERENA BERGER UND CLAUDIA MÜLLER

Lebensmittel stehen uns in der Schweiz rund um die Uhr in Hülle und Fülle zur Verfügung. Unabhängig von Saison und Produktionsland müssen wir in unserem Speiseplan auf nichts verzichten. Doch die unbeschwerte Art, wie wir uns ernähren, hat seinen Preis: Für die Herstellung und den Transport von Nahrungsmitteln werden viele Ressourcen verbraucht. Und das hat Auswirkungen auf die Umwelt. In der Schweiz werden rund 28 Prozent der konsumbedingten Umweltbelastungen durch die Ernährung verursacht. Darüber hinaus beeinflusst die Art, wie wir uns ernähren, die Gesundheit. In der Schweiz nehmen ernährungsbedingte Erkrankungen und die dadurch verursachten Kosten stetig zu.

VERPFLEGUNG IN DER MENSA

Zuhause können wir durch einen bewussten Einkauf relativ einfach bestimmen, ob wir uns umweltfreundlich und gesund ernähren. Doch wie ist dies in Kantinen und Mensen möglich? Täglich verpflegen sich rund eine Million Schweizerinnen und Schweizer in Betrieben der Gemeinschaftsgastronomie – Tendenz steigend. Entsprechend wachsen aus gesundheitspräventiver und umweltrelevanter Sicht die Anforderungen an das Ausser-Haus-Verpflegungsangebot. Oft ist es für die Kundschaft in Kantinen nicht möglich, eine umweltfreundliche und ernährungsphysiologisch ausgewogene Menüwahl zu treffen: Entweder gibt es kein entsprechendes Angebot oder es fehlen die notwendigen Informationen zur Zusammensetzung der Speisen.

Die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) hat im Projekt «Essen für die Zukunft» mit dem Menü-Nachhaltigkeits-Index (MNI) ein Instrument zur Beurteilung von Speisen weiterentwickelt. Der MNI macht es möglich, Menüs in der Ausser-Haus-Verpflegung (ohne Getränke und Desserts) in den Bereichen Umwelt und Gesundheit

zu bewerten. Dabei wird die Umweltbelastung einzelner Menüzutaten, die bei Anbau, Transport, Lagerung und Verarbeitung bis hin zum Verkauf der Produkte entsteht, in einem Kennwert, den «Umweltbelastungspunkten» (UBP), angegeben. Die ernährungsphysiologische Ausgewogenheit eines Menüs wird in so genannten «Ernährungsphysiologischen Balancepunkten» (EBP) ausgedrückt. Diese ergeben sich aus der Zusammensetzung der Speisen (ungesättigte Fettsäuren, Früchte- und Gemüseanteile, Protein und Kohlenhydrate, Energie, Fett-, Zucker- und Salzgehalt).

Das Forschungsteam hat das Instrument zusammen mit den ZFV-Unternehmungen – eine der grössten Gastronomie-, Hotellerie- und Bäckergruppen in der Schweiz – in der Praxis auf seine Anwendbarkeit hin geprüft. In drei Personalrestaurants, die vom ZFV betrieben werden, wurden am Mittag über einen Zeitraum von zwei Wochen identische Hauptmahlzeiten angeboten und mit Hilfe des MNI bewertet. Die Menübewertung wurde in verständliche Grafiken übersetzt, die den Gästen direkt vor Ortangaben, wie ausgewogen und umweltfreundlich die jeweiligen Speisen waren. Zusätzlich informierten Plakate und Flyer über den MNI. Obwohl die Testdauer eher kurz und die Beteiligung an der Begleitbefragung nur durchschnittlich war, konnte festgestellt werden, dass der MNI von den Gästen grundsätzlich sehr positiv bewertet und als hilfreich empfunden wurde. In den Untersuchungen zeigte sich zudem, dass der MNI nicht nur bei der Menüwahl helfen kann. Er trägt auch dazu bei, dass die Konsumenten mehr über eine ausgewogene und umweltfreundliche Ernährung wissen.

Unsere Ernährung wird durch viele Faktoren bestimmt: Gewohnheiten, soziale Einflüsse oder einfach die Lust auf etwas Bestimmtes haben Auswirkungen auf die Wahl unserer

Speisen. Entsprechend wichtig ist es, möglichst sachlich, einfach und verständlich über gesundheitliche und umweltrelevante Aspekte zu informieren und auf die Thematik aufmerksam zu machen. Auch wenn der MNI in Personalrestaurants oder anderen Orten der Ausser-Haus-Verpflegung zum Einsatz kommt, bleibt die Möglichkeit, ein Menü frei und nach Lust und Genuss zu wählen, erhalten. Da die Informationen des MNI dort zur Verfügung stehen, wo die Menüwahl stattfindet, kann der Gast die Bewertung nachvollziehen und bestimmte Ernährungsempfehlungen abholen, die er nach und nach umsetzen kann.

SCHULUNG DES KÜCHENPERSONALS

Ein umweltschonendes und ausgewogenes Speiseangebot in Kantinen ist nur möglich, wenn die Küchenchefs fähig und motiviert sind, ein solches zuzubereiten. Deshalb hat das Forschungsteam zusammen mit dem ZFV Schulungsmaterialien entwickelt, die auf die Bedürfnisse des Küchenpersonals abgestimmt sind. Diese Materialien helfen dabei, Menüs objektiv und basierend auf wissenschaftlichen Daten zu bewerten. Faktenblätter vermitteln Tipps und Tricks, wie Rezepturen angepasst werden können. «Dank des MNI können unsere Küchenchefs erstmals die Auswirkungen von Rezeptoptimierungen im Hinblick auf eine nachhaltige Ernährung nachvollziehen», sagt Peter Waltenspühl, Leiter Marketing und Kommunikation des ZFV. «Nachhaltigkeit und Gesundheit können so transparent weiterentwickelt werden.»

VERENA BERGER ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen der ZHAW.

CLAUDIA MÜLLER ist Dozentin am Institut für Lebensmittel- und Getränkeinnovation der ZHAW.

GENUSS VERBINDET

Es begann mit einem Studierendenprojekt. Heute organisiert JASS über 60 Koch- und Informationsanlässe im Jahr, um das gegenseitige Verständnis in einer vielfältigen Gesellschaft zu fördern.

TEXT / JUDITH BÜHLER



Menschen sprechen in verschiedenen Sprachen wild durcheinander. Babys liegen in ihren Kinderwagen, Kleinkinder toben durch den Spielraum des Gemeinschaftszentrums. Und eine Seniorin versucht in einfachem Deutsch, einem jungen Mann die Kaffeemaschine zu erklären. Alle warten auf die letzten Ankömmlinge aus der nahegelegenen Siedlung für geflüchtete Menschen. Als sie begleitet von einer Mitarbeiterin von JASS den Weg ins Gemeinschaftszentrum finden, kann das gemeinsame Koch- und Ess-Event starten: «grenzenlos geniessen» bringt zugewanderte, geflüchtete und in der Schweiz beheimatete Menschen über das gemeinsame Zubereiten von Leckereien aus aller Welt miteinander in Kontakt.

Innerhalb von fünf Stunden zaubern bis zu 50 Menschen unterschiedlichster Kulturen und Nationalitäten ein reichhaltiges, vegetarisches Buffet. Das Chaos in der Küche ist gewollt, denn es verlangt von den Teilnehmenden, sich auszutauschen: Welche Zutaten benötigen wir? Wer braucht für sein Gericht welches Küchenutensil? Welche Kochtöpfe sind gerade im Einsatz? Ebenso ist der Austausch über die Kochdauer der einzelnen Speisen wichtig. Denn gegessen wird zusammen – entsprechend ist das Timing der einzelnen Gruppen essenziell. Nur gemeinsam kann das Buffet gelingen. So unterhalten sich Menschen aus Nah und Fern mit Hand und Fuss, um anschliessend beim Essen über das Erlebte zu lachen.

GEGENSEITIGES VERSTÄNDNIS

Genuss und Information – das sind die zwei Bereiche, mit denen der Verein JASS gegenseitiges Verständnis in einer kulturell heterogenen Gesellschaft fördern möchte. Im Themenbereich «JASS geniess» werden Veranstaltungen organisiert, um Menschen unterschiedlicher Herkunft über das gemeinsame Geniessen miteinander in Kontakt zu bringen. Veranstaltungen in der Reihe «JASS info» greifen aktuelle Themen auf: Geflüchtete und zugewanderte Menschen, ihre Geschichten und Erinnerungen, der Nahe Osten, der Islam als Religion, das viel diskutierte Kopftuch, Vorurteile und Stereotype sowie die extremistische Radikalisierung – die Themen sind vielfältig, sie werden von Betroffenen und Experten beleuchtet. Bei diesen Veranstaltungen stehen Informationen zu ausgewählten Themen im Vordergrund, um Vorurteile und Ängsten entgegenzutreten. Praktisch jede JASS info-Veranstaltung endet in einer engagierten Diskussion unter den Teilnehmenden. Alle JASS-Veranstaltungen richten sich vor allem an Jugendliche, junge Erwachsene und Familien.



Menschen unterschiedlicher Kulturen kochen und geniessen zusammen.

ERNST UND SPASS

Den Verein JASS habe ich im Rahmen meines Studiums der Sozialen Arbeit gegründet. Als ich im Frühjahr 2015 mit einem dicken Schal zur Arbeit fuhr, kam mir die Idee: «Es ist nur ein Tuch», entfuhr es mir, als ich wieder einmal einen Bericht über das vieldiskutierte Kopftuch las. Wie kann man Vorurteilen, Diskriminierung und Rassismus begegnen? Rasch war klar, dass JASS – der Name steht für «just a simple scarf» – Ernst und Spass verbinden soll: Darum kochen wir regelmässig zusammen und informieren, um die Integration von Minderheiten in unserer Gesellschaft zu unterstützen. Toleranz und Respekt werden gelebt und sichtbar gemacht. Die erste JASS-Veranstaltung haben wir im Oktober 2015 organisiert, 2017 schauen wir auf über 100 Veranstaltungen zurück. Heute finden wöchentlich Genuss- und Info-Veranstaltungen in den Kantonen Zürich und Aargau statt – und die Nachfrage wächst. Die Events von JASS werden in Kooperation mit lokalen Akteuren wie Schulen, Vereinen oder Integrationsfachstellen angeboten. So sind inzwischen JASS-Events in Zürich, Baden, Winterthur, Schlieren, Adliswil, Horgen, Zollikon, Uster, Wallisellen und bis nach Hintereggen zu finden.

JUDITH BÜHLER hat «JASS – just a simple scarf» gegründet und ist heute Vorsitzende des Vereins.

JASS - JUST A SIMPLE SCARF

Der Verein JASS setzt sich seit dem Jahr 2015 gegen Vorurteile, Diskriminierung und Rassismus ein. JASS steht für eine inklusive Gesellschaft und für Toleranz. Dafür bringt der Verein junge Menschen und Familien unterschiedlicher Hintergründe an Informationsveranstaltungen und Kochevents zusammen. Geflüchtete und Zugewanderte tauschen sich mit Menschen aus der Schweiz aus. Ein neues Tätigkeitsfeld des Vereins ist der Hass im Internet. JASS entwickelt Massnahmen, um diesem Problem zu begegnen. Vielfalt wird auch im Team des Vereins gross geschrieben. Menschen unterschiedlicher fachlicher, kultureller und religiöser Hintergründe engagieren sich für JASS.
www.justasimplescarf.ch

Nicht nur beim Kochen, auch bei Infoveranstaltungen tauschen sich Interessierte über Themen wie Migration, Islam oder Vorurteile aus.



HASS UND HETZE IM INTERNET

Im Frühjahr 2017 hat sich JASS intensiv mit dem Thema «Hate Speech» im Internet auseinandergesetzt. Der Hass im Netz in Form von gruppenspezifischen menschenfeindlichen Kommentaren beschäftigt den Verein seit seiner Gründung. JASS hat eine Situationsanalyse erstellt, um die Problematik besser zu verstehen und um eine Grundlage für künftige Aktivitäten gegen Hass im Internet zu schaffen. Die Analyse basiert auf Literaturrecherchen und einer leitfadengestützten Gruppendiskussion. Personen aus Journalismus, Verwaltung und Menschenrechtsorganisationen waren in der Runde ebenso vertreten wie Intensivnutzer von Social Media und Akteure, die gegen Hate Speech vorgehen oder Opfer dieser Hetze sind. Der Verein JASS fasst zentrale Erkenntnisse zusammen.

WAS IST HATE SPEECH?

Die Situationsanalyse zeigt, dass Hate Speech ein neueres Phänomen in der modernen Lebenswelt Internet ist: Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz werden in Wort, Bild und Ton propagiert. Hasskommentare richten sich gegen Einzelpersonen oder gegen Gruppen von Menschen, die aufgrund von Hautfarbe, Geschlecht, Sexualität, ethnischem Hintergrund oder Religion angegriffen werden. Opfer von Hate Speech werden seelisch, psychisch und emotional verletzt. Hasskommentare sind nicht immer klar erkennbar. Oft wird Hate Speech mit rational anmutender Argumentation verschleiert. Fakten werden ausgeblendet, Falsch-aussagen legitimieren und begründen die eigene Meinung. Hate Speech arbeitet mit einer Welt in schwarz/ weiss und ist wenig differenziert. Die Verfasser von Hate Speech berufen sich auf das Recht der freien Meinungs-äusserung. Doch Meinungsfreiheit findet ihre Grenzen, sobald die in den Menschenrechten verankerte Würde

eines Menschen verletzt wird. Das Internet ist kein rechtsfreier Raum. Rassistische Hetze und Diskriminierung sind auch in den Kommentarspalten von Online-Medien und auf Social Media verboten. Beleidigung, Bedrohung und Volksverhetzung können strafrechtlich verfolgt werden.

WELCHE TECHNISCHEN ENTWICKLUNGEN FÖRDERN HATE SPEECH?

Mehr und mehr gesellschaftliche Themen werden in den sozialen Medien oder in Online-Foren verhandelt. Per Knopfdruck verbreiten sich Meldungen und Kommentare in rasanter Geschwindigkeit im Internet. Gleichzeitig sorgen Computer-Algorithmen dafür, dass Informationen bei jedem Internetnutzer vorselektiert werden. Man spricht von «Filterblasen», die eine sehr einseitige Sicht auf die Welt fördern. Zugleich treffen sich die Menschen auf Websites oder folgen via Social Media Personen, die dem eigenen Weltbild entsprechen. Gegensätzliche Meinungen finden sich in diesen so genannten «Echokammern» nicht. Der Blick auf die «Norm» und auf das, was man «darf», verändert sich in den Kreisen Gleichgesinnter, die dieselben Informationen nutzen. Die Situationsanalyse stellt fest, dass sich die Grenzen des öffentlich Tolerierbaren verschoben haben: Hate Speech wird mit Klarnamen und unter Angabe des Arbeitgebers sorglos ins Internet gestellt. Diskussionen entwickeln sich auf Social Media zum Disput, der in Beschimpfung und Abwertung endet. Fehlende Autoritäten sorgen für eine Enthemmung der Online-Kommunikation. Die «Unsichtbarkeit» des Gegenübers und die zeitverzögerte Reaktion auf Äusserungen tragen ebenso dazu bei. Wut und Aggressionen, die in der realen Welt häufig unterdrückt werden, finden Ausdruck in der Online-Kommunikation.

WIE KANN MAN DEM PROBLEM DER HATE SPEECH BEGEGNEN?

Die Situationsanalyse gibt verschiedene Handlungsempfehlungen: Weil Hassrede im Internet kein Randphänomen, sondern ein gesamtgesellschaftliches Problem ist, sind Politik, Verwaltung, Justiz, Anbieter von Internetsoftware und Online-Medien gefragt, Verantwortung zu übernehmen. Opfer von Hate Speech müssen geschützt und Taten zur Anzeige gebracht und erfasst werden. Mehr Wissen über die Täterinnen und Täter sowie über ihre Persönlichkeit würde die Prävention begünstigen. Auf Seiten der Medienschaffenden ist ein verantwortungsbewusster Umgang mit der Informationsverbreitung und der Moderation in den Kommentarspalten wichtig. Anbieter von Internetsoftware sind gefordert, Anpassungen im Filteralgorithmus zu machen und Hate Speech zu löschen sowie klare Regeln für die Kommunikation im Internet vorzugeben. Vereine, Netzwerke und NGOs können mit Sensibilisierungskampagnen und Online-Aktivitäten, durch die Verbreitung positiver Geschichten einer vielfältigen Gesellschaft, durch die Förderung von Zivilcourage und mit Trainings zu Medienkompetenzen einen wichtigen Beitrag gegen Hate Speech leisten. Hier sieht auch der Verein JASS einen Schwerpunkt für ein künftiges Engagement.

ENGAGIERT HELFE N UND LERNEN

YANICK SCHRANER
VOCHABULAR



Angesichts des anhaltenden Flüchtlingsstroms wird in den Medien auch regelmässig über die Schweizer Asylpolitik berichtet. Ich bin überzeugt, dass wir den notleidenden Menschen helfen müssen. Dabei bin ich mir der vielen Herausforderungen, die die Integration von Migrantinnen und Migranten aus verschiedenen Kulturkreisen mit sich bringt, durchaus bewusst. Die unzähligen politischen Debatten, diskreditierende Posts auf Facebook sowie Diskussionen im Privaten haben mich zum Nachdenken gebracht: Wie kann ich dabei helfen, dieses Problem zu lösen?

APP FÜR FLÜCHTLINGE

Im Frühling 2017 hat mich meine Freundin auf ein Inserat aufmerksam gemacht: Auf der Plattform www.engagiert.jetzt suchte der Verein voCHabular Helfer für die Entwicklung einer App. Ergänzend zu einem Lehrbuch soll die App Flüchtlinge beim Erlernen der deutschen und schweizerdeutschen Sprache unterstützen. Im Gegensatz zu anderen

Lernmitteln fördert voCHabular nicht nur das Erlernen der deutschen Sprache, sondern auch das passive Verständnis des Schweizerdeutschen. Erklärungen zu Übungen und Grammatik sowie nützliche Alltagstipps werden in verschiedene Sprachen übersetzt. Anfangs sind dies Englisch, Arabisch, Persisch und Amharisch. Weitere Sprachen wie Französisch, Tigrinya und Tamilisch sind geplant. Das Projekt wird von fast 50 Freiwilligen getragen. Zu diesem Team zählen auch Menschen mit Migrationshintergrund und unterschiedlichem Aufenthaltsstatus. Sie leisten einen wertvollen Beitrag bei der Erarbeitung der Inhalte, bei den Übersetzungen und der Entwicklung der App von voCHabular. VoCHabular ist somit auch per se ein Integrationsprojekt.

FOLGE EINES INSERATS

Für mich war die Anzeige auf der Freiwilligenplattform Auslöser für mein Engagement bei voCHabular. Das Projekt bietet mir die perfekte Möglichkeit, Asylsuchenden dabei zu helfen, sich in ihrem neuen Alltag zurechtzufinden. Da ich eine Lehre als Informatiker abgeschlossen habe und nun seit zwei Jahren Informatik studiere, habe ich viel Programmiererfahrung. Gleichzeitig lerne ich durch das Projekt eine neue Programmiersprache. Kurzum: Ich kann helfen, indem ich etwas Neues lerne und das mache, in dem ich gut bin. Im App-Entwicklungsteam können wir von zuhause aus programmieren. Wir treffen uns aber auch regelmässig, um gemeinsam Probleme zu lösen und uns persönlich auszutauschen. Momentan können wir mit Stolz eine Beta-Version der App präsentieren. In Kürze werden wir sie Testbenutzern zur Verfügung stellen. Aufgrund des Feedbacks werden wir dann in der Lage sein, die App zu optimieren. Auch die Gestaltung des Buches schreitet dank dem grossen Einsatz der Helferinnen und Helfer gut voran. Die ersten vier Kapitel wurden in einem ersten Testlauf von 60 Personen ausprobiert – mit grossem Erfolg. Wir hoffen, dass das Feedback für die App genauso positiv sein wird.

YANICK SCHRANER (22) aus Basel engagiert sich im Verein voCHabular für die Entwicklung eines Selbstlernmittels für Flüchtlinge. Der Verein voCHabular hat über die Internetplattform www.engagiert.jetzt Mitstreiter für sein Projekt gesucht. Diese Website haben der Verein Plattform F und HEKS zusammen aufgebaut: Organisationen und Vereine, die sich für Flüchtlinge engagieren, können sich dort präsentieren und freiwillige Helfer für ihre Projekte suchen. Die Stiftung Mercator Schweiz fördert den Aufbau der Freiwilligenplattform. www.engagiert.jetzt

INDEX

FÖRDERUNG UND ANSPRECHPARTNER

BLEICHERGÄRTLI – KINDERPARTIZIPATION
IN DER QUARTIERENTWICKLUNG
2016–2018 / CHF 10 000.–
Spielraum Luzern
Corinne Küng,
corinne.kueng@spielraum-luzern.ch

DESIGN WITH SOCIAL IMPACT
2015–2018 / CHF 330 000.–
Zürcher Hochschule der Künste,
Departement Design
Michael Krohn, michael.krohn@zhdk.ch

DIE ENTDECKUNG DER WELT
2015–2019 / CHF 500 000.–
Stimme Q
Daniela Hallauer, info@stimmeq.ch

EINMACHBIBLIOTHEK
2017–2020 / CHF 23 000.–
Verein Guggacker
Melanie Paschke, mail@einmachbibliothek.ch

ENGAGE.CH
2014–2016 / CHF 65 000.–
Dachverband Schweizer Jugendparlamente
Maurus Blumenthal,
maurus.blumenthal@dsj.ch

ENGAGIERT.JETZT – KOORDINATIONS-
PLATTFORM FÜR FREIWILLIGENARBEIT
2017 / CHF 50 000.–
Plattform F
Andreas König, a.koenig@immerda.ch

ESSEN FÜR DIE ZUKUNFT
2016 / CHF 20 000.–
Zürcher Hochschule für Angewandte
Wissenschaften, Life Sciences und
Facility Management; ZHAW School of
Management and Law
Claudia Müller, claudia.mueller@zhaw.ch

GRÜNDUNGSFÖRDERUNG
JUGENDPARLAMENTE
2012–2015 / CHF 133 650.–
Dachverband Schweizer Jugendparlamente
Maurus Blumenthal,
maurus.blumenthal@dsj.ch

INNENSICHT VON MIGRATIONSFAMILIEN
2014–2016 / CHF 78 000.–
Pädagogische Hochschule Thurgau
Carmen Kosorok Labhart,
carmen.kosorok@phtg.ch

JASS INFO & JASS GENUSS
2017 / CHF 82 000.–
JASS – Just a simple scarf
Judith Bühler, judith@justasimplescarf.ch

JASS GEGEN HASS
2017 / CHF 18 000.–
JASS – Just a simple scarf
Judith Bühler, judith@justasimplescarf.ch

PARTIZIPATION IM UNTERRICHT
DER PRIMARSTUFE
2017–2020 / CHF 196 500.–
Pädagogische Hochschule FHNW,
Institut Kindergarten/Unterstufe
Elke Hildebrandt, elke.hildebrandt@fhnw.ch

PARTIZIPATION IN DER FRÜHESTEN KINDHEIT
2015–2018 / CHF 408 000.–
Universität Luxemburg
Sascha Neumann, sascha.neumann@uni.lu

PARTIZIPATION STÄRKEN – SCHULE
ENTWICKELN
2015–2018 / CHF 496 000.–
Pädagogische Hochschule Zürich,
Zentrum für Schulentwicklung
Enikö Zala-Mezö, enikoe.zala@phzh.ch

PARTIZIPATIVE PAUSENPLATZ-
GESTALTUNG SCHULHAUS WIDEGASS
2017 / CHF 10 000.–
Gemeinde Birnenstorf
Marianne Stänz,
marianne.staenz@birnenstorf.ch

QUAKTIV
2013–2016 / CHF 193 500.–
Hochschule für Soziale Arbeit FHNW
Carlo Fabian, carlo.fabian@fhnw.ch

SCHUL(T)RÄUME UND PAUSEN(T)RÄUME
2016–2017 / CHF 10 000.–
Schule Wauwil
Ursula Matter,
ursula.matter@schule-wauwil.ch

ANSPRECHPARTNER STIFTUNG MERCATOR SCHWEIZ

KONTAKT
Stiftung Mercator Schweiz
Gartenstrasse 33
CH-8027 Zürich
+41 44 206 55 80
info@stiftung-mercator.ch
www.stiftung-mercator.ch

STEFAN BRUNNER
s.brunner@stiftung-mercator.ch
– engagiert.jetzt – Koordinations-
plattform für Freiwilligenarbeit
– JASS info & JASS genuss
– JASS gegen Hass

STEPHANIE HUBER
s.huber@stiftung-mercator.ch
– Design with social impact

LISA RADMAN
l.radman@stiftung-mercator.ch
– Bleichergärtli – Kinderpartizipation
in der Quartierentwicklung
– engage.ch
– Gründungsförderung Jugendparlamente
– Innensicht von Migrationsfamilien
– Partizipation im Unterricht
der Primarstufe
– Partizipation in der frühesten Kindheit
– Partizipative Pausenplatzgestaltung
Schulhaus Widegass
– Partizipation stärken –
Schule entwickeln
– QuAKTIV
– Schul(T)räume und Pausen(T)räume

KATIA WEIBEL
k.weibel@stiftung-mercator.ch
– Die Entdeckung der Welt
– Einmachbibliothek
– Essen für die Zukunft

IMPRESSUM

MERCATOR MAGAZIN 02/17
Herausgeber: Stiftung Mercator Schweiz
Redaktion: Nadine Fieke
Gestaltung: Rob&Rose, Zürich
Lithografie: Bilderbub, Zürich
Druck: Odermatt AG, Dallenwil
Papier: MultiOffset 90g/m²
Auflage: 1500 Exemplare

Swiss Climate
Klimaneutral
gedruckt
SC2017102702 • www.swissclimate.ch



BILDNACHWEIS

Rita Affentranger: S. 34–35
Cornelia Biotti: S. 32–35, 37–40, 54–55
Fabian Engel, Zürcher Hochschule
der Künste: S. 66–70
Paul Grendon: S. 4
Isabel Jaisli: S. 2
Adrian Mangold: S. 51
Ennio Mariani: S. 2
Esther Petsche: S. 32
Brigit Rufer: S. 46–49, 56–60
Yannick Schraner: S. 76
Mara Truog: S. 1, 26–31, 41–45, 62–64
Katharina Weikl: S. 4
Gymnasium Neufeld: S. 3
JASS: S. 72–74
Kinder- und Jugendanimation
Birmenstorf: S. 53
Zürcher Hochschule der Künste: S. 68

Die Fotos in der Collage (Cover, S. 6–19)
stammen von Cornelia Biotti, Brigit Rufer
und Mara Truog.

Informationen zu Projekten, die die Stiftung
Mercator Schweiz fördert, finden sich unter
www.stiftung-mercator.ch/projekte

